

VERMISCHTE
GEDICHTE
UND
PROSAISCHE
SCHRIFTEN

VON
HERRN LUDWIG HEINRICH VON NICOLAY.

DRITTER THEIL.

BERLIN UND STETTIN,
Bei Friedrich Nicolai.

Nicolay Gedichte, III. Theil. 1793.

VERMISCHTE
GEDICHTE
UND
PROSAISCHE
SCHRIFTEN

VON
HERRN LUDWIG HEINRICH VON NICOLAY.

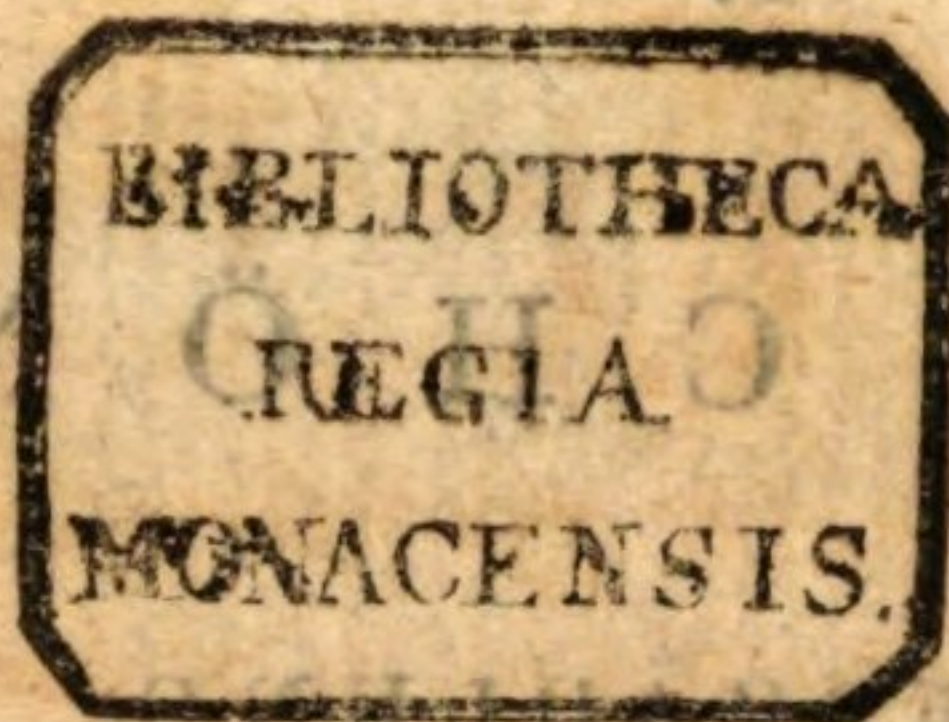
DRITTER THEIL

BERLIN und STETTIN,
Bei Friedrich Nicolay
1793.

I.

D A S S C H Ö N E.

EINE ERZÄHLUNG.



In einem Reiche Asiens lebte vor Zeiten ein König, welcher vier Söhne hatte, die er mit gleicher Zärtlichkeit liebte. Die Gesetze des Landes erlaubten ihm, einen derselben, ohne Unterschied des Alters, zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Ein Ausspruch, welcher drei seiner Kinder dem Vortheile des Einen aufopfern sollte, fiel seinem Herzen zu schwer: er entschloß sich daher, die Sache einer Art von Loose zu überlassen, an welchem jedoch ihr Verstand mehr Antheil, als der bloße Zufall, haben sollte.

Meine Söhne! sprach er einst, da sie um ihn herum versammelt waren: Einer der nützlichsten Unterrichte für einen künftigen Regenten ist ohne Zweifel dieser, seine Unterthanen, seine Länder, ja auch fremde Reiche kennen zu lernen. So ungern ich euch von mir lasse, so entschliefse ich mich dennoch, aus wahrer Liebe zu eurem Besten, und zu dem Besten meines Landes, drei Jahre lang eurer beraubt zu leben. Verwendet sie auf nützliche Reisen, wählet eure Wege, jeder nach seinem Gutdünken; durchziehet nicht nur meine, sondern auch entlegene Staaten; seid aufmerksam auf alles, und ein jeder bringe mir *das Schönste* unter allen Dingen, die er sehen, und deren Erwerbung

ihm frei stehen wird, mit sich zurück. Derjenige, dessen Wahl den größten Beifall finden wird, soll mir im Reiche nachfolgen.

Nichts konnte den jungen Prinzen erwünschter seyn, als dieser Befehl. Sie traten ihre Reise mit einem desto größern Eifer an, da von dem Erfolge derselben ihr Schicksal abhängen sollte. Sie nahmen sich jeder einen besondern Weg vor, und trafen zu Ende des dritten Jahres auf den angesetzten Tag in ihrer Vaterstadt wieder ein.

Nach den ersten Umarmungen bezeugten die jüngern Prinzen eine brennende Begierde, die mitgebrachten Schönheiten zu zeigen. Laßt uns, sprach der kluge Vater, in einer so wichtigen Sache nichts übereilen. Welchem von euch auch der Zepter bestimmt seyn mag, der lerne, daß einem Regenten vielleicht nichts schädlicher, als der Wohlfahrt seines Landes nichts nachtheiliger ist, als ein blindes Eilen, seine heftigen Begierden zu erfüllen. Je feuriger sie sind, desto weniger traue er ihnen, und desto langsamer sei er, sich ihnen zu überlassen. Wenn sich das Volk aus allen Theilen des Reiches hieher versammelt haben wird, dann sollt ihr, einer nach dem andern, unsere Neugier und euer Verlangen erfüllen. Jedem von euch gebe ich zehn Tage, damit das öffentliche Urtheil zur gehörigen Reife gelangen möge. — Der Ordnung wegen verglichen sich die Prinzen unter sich, daß die jüngern zuerst mit ihren Schätzen auftreten sollten: denn der älteste hatte sich von freien Stücken die letzten zehn Tage ausgebeten.

Sogleich liefs der König Sendschreiben an alle Städte seines Reichs ergehen, das Volk zur Anschauung so seltener und schö-

ner Dinge einzuladen. Der Zulauf war ungemein. Was sich nur regen konnte, Männer, Weiber, Greise, Kinder, alles wollte nach der Hauptstadt hin. Diejenigen, die zurück blieben, beneideten das Glück der Verreisenden, und baten sie, ihnen ja von allem, was sie sehen würden, recht umständlich zu schreiben. In der Hauptstadt selber hatte der König alle Anstalten gemacht, damit der häufige Zufluß von Volk keine Unordnung verursachen möchte. Er ging öfters, von seinen Söhnen begleitet, durch die Strafsen der Stadt, begrüßte die Ankommenden, empfahl ihnen seine Söhne, und sein Volk den Söhnen, und bewies allen, daß er seine Unterthanen als einen Theil seiner Familie, und diese als einen Theil seines Volkes liebte.

Endlich erschien der grofse, der gewünschte Tag. Vor Verlangen und Unruhe brachte der jüngste Prinz die ganze vorhergehende Nacht schlaflos zu. Er wiederholte in Gedanken mehr als hundertmal was er sagen und wie er alles sagen wollte. Er sah schon im Geist die Freude seines Vaters, den Beifall des Hofes, das Erstaunen des Volkes, und seinen Sieg über seine Brüder. Frühe schon liefs er den Behälter, in welchem der Grund seiner Hoffnung verborgen war, in das angewiesene Zimmer bringen. Er liefs ihn bald in die Mitte, bald in diese, bald in jene Ecke setzen. Jeder Augenblick schien ihm eine Stunde.

Nun trat der König herein, von den übrigen Prinzen und etlichen Vertrauten begleitet. Mit zitternder Begierde, und ungeschickt aus Eile, rifs der junge Prinz den Teppich von dem Behälter herab. Ein wunderschöner Vogel erschien in einem kostbaren Kefich. Ein vielfarbiger glänzender Straufs zierte seinen

Kopf als eine Krone. Die Federn an seinem Halse glüheten wie Gold; bei den übrigen wechselte, nach Licht und Schatten geordnet, Hellroth mit Purpur ab. Sein langer Schweif bestand aus weissen und fleischfarbigen Federn. Seine Augen blinkten wie zwei Sterne. Seine Grösse war ungefähr die Grösse des Adlers. Seine Stimme glich dem süssen Tone der Flöte, und liess sich bald in schmachtenden, bald in lebhaften Melodien hören.

Die Schönheit des Thieres, sein majestätisches Ansehn, seine Wendungen, seine Lieder hielten den König und sein Gefolge eine geraume Zeit in der angenehmsten Entzückung. Endlich fragten sie den Prinzen um den Namen und um das Vaterland des Vogels. Ihre Unwissenheit zwang ihm ein Lächeln ab. So habt ihr, sprach er, niemals eine Beschreibung von dem so seltenen, so gepriesenen Phönix gelesen? — Wie? ist dieß der Phönix? fielen sie ihm alle auf einmal in die Rede. Er ist es, versetzte der Jüngling; und ich will euch nunmehr mit wenigen Worten die Natur desselben, und die Art, wie ich zu dessen Besitze gelangt bin, erklären, wenn ich euch zuvor die Ursachen, warum ich ihn so vielen andern Schönheiten vorgezogen, werde gemeldet haben.

Ich richtete meinen Weg, o König! gerade nach Ägypten, dem alten, dem ersten Sitze aller Schönheit. Auf dieses Land hat die freigebige Natur alle Schätze ihres Reichthums ausgegossen. In diesem hat die eifersüchtige Kunst sich ihre schönsten Denkmahle gestiftet. In diesem werden die tiefesten Geheimnisse der Weisheit gleichsam als ein zurückgelegtes Kleinod verwahrt. Unter so vielen Dingen, welche meiner Aufmerksamkeit

täglich aufstieſen, ſchien mir allemal das letzte alles vorhergehende zu übertreffen. Je häufiger die Gegenstände meines Vergnügens waren, je ſchwerer wurde mir die Wahl. Wer nennet mir, ſprach ich, die untrüglichen Kennzeichen des Schönſten? wo iſt die Werkſtätte, in welcher es gebildet wird? wer iſt der Richter, deſſen Ausspruch hier unwidersprechlich entſcheidet? Die Menſchen folgen in dem Beifalle, den ſie dem Schönen geben, keinem gewiſſen Grundsatz. Ein willkührlicher, einem jeden eigener Geſchmack reiſet ſie dahin. Die unendliche Verſchiedenheit ihrer Urtheile beweiset die Ungewiſſheit ihrer Gründe, und öfters ſcheinet es, als ob das einzige Geſetz der Schönheit ſei, gar kein Geſetz zu ertragen. Um ſo viel nöthiger ſchien es mir, mein Urtheil auf gewiſſe und ſichere Sätze zu bauen.

Von wem haben wir die Fähigkeit das Schöne zu fühlen, den Anfang aller der süßen Empfindungen erhalten, die uns bei ſeinem Anſchauen durchſtrömen? Von wem anders, als von den mütterlichen Händen der liebevollen Natur? Dieſes iſt das herrlichſte Vorrecht des Menſchen vor allen Geſchöpfen, die neben ihm die Erde bewohnen, der unwidersprechlichſte Beweis, daß er nicht nur, gleich andern Thieren, für die grobe Sorge ſeiner Erhaltung, ſondern für ein edleres, für ein erhabneres Glück geſchaffen iſt. Sollte aber die Natur, welche eine ſo vortreffliche Eigenschaft in uns geſetzt, ihr Werk nur halb vollendet, ſollte ſie nicht auch am ſorgfältigſten, am reichlichſten für die Übung dieſer Empfindung geſorgt haben? Sollte ſie ihre Herrſchaft einer andern Macht überlaſſen haben? Sollte ſie gewartet haben, bis die langſame Kunſt, die zweifelhafte Wiſſenſchaft unſere kal-

ten und müßigen Herzen erhitzt hätte? O nein, mein König! So bald der neugeschaffene Mensch nur die Augen eröffnete, sog er schon an den Brüsten der Natur mit langen Zügen das Vergnügen an der Schönheit ein. Die ganze Erde, so weit sie vor ihm ausgedehnt liegt, ist mit Gegenständen dieses Vergnügens übersäet. Ja, die haushälterische Natur hat noch viele ihrer Schätze in den Schoofs der Berge, in den Abgrund der Meere verborgen, damit sie dem Menschen immerfort neue Schönheiten darzureichen habe, und damit er diese bei jedem Schritte desto mehr bewundere und lieb gewinne. Soll ich noch weiter gehen? und werdet ihr mir widersprechen, wenn ich behaupte, daß es wirklich keine andere Schönheit gebe, als eben das Schöne der Natur? Denn was ist die Kunst anders, als eine Nachahmung? und was ist die Wissenschaft anders, als die Erforschung der Natur? Geschicklichkeit und Verstand gab sie dem Menschen, ihrem Lieblinge, um seine Gefühle zu schärfen; aber undankbar gebraucht er sie, sich über seine Meisterinn zu erheben. Stolz auf seine Macht, verliebt in seine Werke, hält er diese für vollkommener, als die Werke der Natur. Er vergißt, daß er Stoff und Urbild von ihr empfangen; er vergißt, daß er nachahmet, er glaubt zu erschaffen. Und so füllet er die Erde mit seinen Werken, gleichsam als wenn er die Natur vertreiben und in seinem Eigenthume allein herrschen wolle. Sein hochmüthiger Geist, unzufrieden mit den einzelnen Schönheiten der Geschöpfe, will die Schönheit des Ganzen fassen. Er glaubt den Himmel erstiegen zu haben, und will die ewigen Grundgesetze des Schöpfers dem Geschlechte der Menschen verrathen.

Eitles

Eitles Bestreben einer ohnmächtigen Kühnheit! Huet immer den Marmor zum Helden, zum Gotte! aber wann werdet ihr den Wurm zu beleben vermögen, auf welchen ihr mit stolzem Fusse tretet? Prahlet immer mit den wenigen euch vorgezählten Wahrheiten! aber vergleicht sie mit der Unendlichkeit der euch verborgenen Kenntnisse, ja was noch erniedrigender ist, mit der weit größern Menge eurer Irrthümer!

Doch ist die Verblendung, die ich beseufze, nicht allgemein. Die Natur behält noch immer ihr erstes Recht auf unsere Herzen; ihre Stimme erschallet noch immer am lautesten in unserm Busen; ihre Schönheiten sind noch immer für uns die reizendsten. Saget mir, was rühret euch mehr? die Vollkommenheit eines Bildes der Venus, oder der zärtliche Blick eines schönen Auges? Was ergetzet euch lebhafter, die Berechnung des Raumes von einem Sterne zum andern, oder der Anblick eines heitern nächtlichen Himmels, an welchem der volle Mond über das unzählbare kleinere Gestirn zu herrschen scheint?

Nicht, daß ich Kunst und Wissenschaft verachte. Ich weiß, wie viel sie den Menschen über sich selbst erhöhen, wie sehr sie ihn veredeln. Darum nur habe ich sie in ihrer Geringfügigkeit vorgestellt, damit der Vorzug der Natur desto glänzender in die Augen falle, und ich meine Wahl in ihrem Reiche desto besser rechtfertigen möge.

Von der Sonne an bis zum Staube, der in ihrem Strahle schwebet, welch eine Menge von Körpern, denen das Verdienst der Schönheit in verschiedenen Graden beigelegt ist! Für alle Kräfte unsrer Seele, für alle Arten von Empfindungen, für alle

Länder, für alle Sinne, welch ein Vorrath von Dingen, die uns Bewunderung, die uns Ehrfurcht, Liebe, Zärtlichkeit, Freude und Entzückung abnöthigen! Öffnet nur eure Augen, öffnet nur eure Herzen der Natur! An allen Orten hat sie einen prächtigen Himmel ausgedehnet; allenthalben hat sie grünende Wiesen zwischen rieselnde Bäche gelegt, und prächtige Flüsse zwischen fruchtbare Hügel und waldige Berge geführt; überall hat sie angenehme Scenen geschaffen, die Blumen bemahlet, die Früchte versüßet, Luft, Wasser, Erde mit mannichfaltigen Geschöpfen bevölkert; an allen Enden der Erde hat sie ihren bezaubernden Reiz auf die Stirne des Menschen geprägt. Ja, so groß ist ihr Reichthum, daß wenn alle Sterblichen ihre ganze Schönheit beständig mit gleicher Heftigkeit fühlen sollten, ihre Herzen für einen so großen Zufluß von Strömen des Vergnügens zu enge werden, und ihre Seelen unter der Macht ihrer Empfindungen erliegen würden. Weislich hat sie es angeordnet, daß nicht alle gegen eben dieselben Eigenschaften empfindlich sind. Weislich hat sie die Verschiedenheit unseres Geschmacks auf den Überfluß ihrer Schätze gegründet. Weislich hat sie uns so geschaffen, daß Genuß und Zeit unser Vergnügen merklich vermindern, damit die Liebe zum Wechsel, die uns eben so eigen ist, als die Liebe zum Schönen, uns beständig von einem Gegenstande auf den andern locke, damit die Empfindung des Vergnügens durch den Reiz der Neuheit und der Veränderung beständig aufgefrischt werde, und keine ihrer Schönheiten verloren gehe. Endlich hat sie sich eine letzte Macht, ein letztes Recht vorbehalten, aller Ermüdung und Erschöpfung unserer Sinne zuvorzukommen; ein

Recht, welches sie zugleich zum Eigenthum ihrer größten Wunder, und zur schärfsten Würze unserer Freude gemacht hat: die Seltenheit. Diese treffen wir in allen den Wesen an, in deren Bildung die Natur das Schöne zu ihrem Hauptendzweck genommen zu haben scheint. So gewiß ist ihr der allgemeine Beifall, daß alle Völker aus allen Zeiten ihr immer den höchsten Preis zuerkannt haben, welchen sie auf Dinge, die zum Ergetzen, zum Schönen gehören, setzen konnten. Dieß ist also das untrügliche Kennzeichen, an welchem wir die Meisterstücke unterscheiden können, denen die Natur selber den Vorzug vor allen andern zugesprochen und versiegelt hat: die Seltenheit.

Wer wird nun auftreten, und meinem Phönix ein größeres Wunder entgegen setzen? ihm, dem einzigen seiner Art auf der ganzen Erde. Nur Ein Wort füge ich hinzu, mein erstes Versprechen zu erfüllen. Der Phönix bewohnt die Einöden Arabiens. Er lebet fünfhundert Jahre. Wenn er sich seinem Ziele nahe fühlet, so bauet er sich ein Nest von wohlriechendem Holze und Harze, und stirbt in solchem. Aus dem Marke seiner Gebeine entspringt ein Wurm, welcher sich zu einem neuen Phönix ausbildet. Die erste Sorge desselben ist, seinen Vater zu Grabe zu bringen. Von Mirrhen bauet er sich eine dichte Masse, und giebt ihr die Gestalt eines Eies. Dann versuchet er seine Kräfte, ob sie hinreichend sind die Last zu tragen. Wenn er das eigentliche Gewicht gefunden, so höhlet er die Masse aus, füllet die Öffnung mit der Leiche seines Vaters, und bedeckt sie wieder mit Mirrhen. Endlich trägt er diese theure Last nach dem Tempel der Sonne zu Heliopolis. Dort verwahrt er sie auf

dem Altare des Gottes, und kehrt alsdann wieder nach Arabien, um einst auf gleiche Weise von seinem Sohne an dieselbe Stelle gebracht zu werden. Zweimal war nun der Phönix in der Stadt der Sonne erschienen: einmal unter der Regierung des großen Sesostris, und einmal zur Zeit des Amasis. Itzt erwartete man die dritte Ankunft eines Vogels, den man allemal mit einer Art von heiliger Ehrfurcht betrachtet. Diese Zeitung bewog mich, eine Reise nach Arabien zu unternehmen. Ich war so glücklich, am dritten Tage meines Aufenthalts in diesen Wüsteneien das Nest des Phönix zu entdecken, in welchem sich, neben dem Leichnam des Vaters, der neu entstandene Wurm bereits zum Vogel zu bilden anfang. Ich bemeisterte mich desselben, und bringe ihn dir, o König! mit der Überzeugung, daß die Natur nichts seltneres, nichts prächtigeres, nichts schöneres unter ihren Schätzen aufzuweisen habe.

Der König und alle die um ihn waren billigten mit einhelliger Stimme die Rede des Prinzen, und sahen den Vogel nunmehr mit noch weit größerer Bewunderung an. Ein Bote wurde fort gesandt, diese Zeitung der Königin zu melden. Sogleich eilte sie mit dem ganzen Hofe das wunderbare Geschöpf zu sehen. Der Name des Vogels lief in einem Augenblicke durch den Mund der ganzen Stadt. Wer will dem Prinzen, hieß es, die Krone streitig machen? Was kann man schöneres, was kann man seltneres erdenken, als den Phönix? — Wie schön! war der erste Ausruf des ganzen Hofes. Welche Farben! welche Wendungen! Hundert Fragen geschahen auf einmal an den Prinzen. Nach und nach wurde die Bewunderung stiller, und end-

lich fing man an sich in die Ohren zu flistern. Er ist schön, sagte man, er ist wunderschön; aber ich hätte mir ihn doch noch schöner vorgestellt. Die eine Dame wünschte, die Federn im Schweife wären grün; die andere, sie wären blau. Der einen war der Schnabel zu lang, der andern zu kurz. Jede wollte etwas zu tadeln finden. Dieser mißfielen die Füße, jener der Kopf, und einer dritten die Stimme. Ist er auch zahm, wie mein Zeisig? rief die eine. Kann er auch reden, wie mein Papagei? fragte die andere. Die Königin bat den Prinzen, seine Rede zu wiederholen. Er that es. Haben Sie etwas davon verstanden? sprach ein Höfling heimlich zum andern. — So wenig als wenn er Ägyptisch geredet hätte. — Glauben Sie, fragte ein dritter, daß er die Rede selber gemacht habe? — Eine junge Dame, welche sich schmeichelte, die schönste am Hofe zu sein, trat vor den Spiegel. Wahrhaftig, sagte sie, der Prinz thut uns viel Ehre an, einen plumpen dummen Vogel als das Schönste in der Natur aus den Einöden Arabiens herzubringen! Ein politischer Kopf zog einen andern auf die Seite. Was denken Sie, sprach er, von einem Lande, in welchem man, zum Throne zu gelangen, Vögel aus den Nestern hebt?

Der Zulauf des Volkes war die folgenden Tage unbeschreiblich. Von der ersten Morgenröthe an bis in die sinkende Nacht wimmelten die Straßen von Menschen, die entweder den Phönix zu sehen gingen, oder von ihm zurück kamen. Jeder setzte noch etwas neues zu den wunderbaren Eigenschaften des Vogels hinzu. In den Briefen, welche nach den Städten des Reiches abgingen, meldete man: er komme aus der Sonne, und brauche

hundert Jahre, um nach der Erde zu fliegen; er habe einen Diamant in seinem Leibe, gröfser als ein Taubenei; und andere Märchen gleicher Art, welche die Liebe zum Wunderbaren erfindet und die leichtgläubige Unwissenheit begierig annimmt. Dieser Eifer, diese Bezauberung dauerte die vier ersten Tage. Am fünften nahm der Zulauf merklich ab. Am folgenden kamen die Standespersonen, die sich mit dem Pöbel nicht hatten vermengen wollen. Am siebenten die Greise, welche das Gedränge gefürchtet hatten. Am achten Tage fand der Prinz niemand bei dem Vogel, als einen alten Gelehrten, welcher sich durch eine grofse Sammlung von Naturalien berühmt gemacht hatte, und nunmehr den Vogel von allen Seiten abzeichnen liefs. Darf ich mir, sprach er mit hohler und heiserer Stimme zum Prinzen, eine Gnade von Ihnen ausbitten? Versprechen Sie mir den Vogel nach seinem Tode, damit ich ihn ausstopfen lasse, und unter meine seltensten Kostbarkeiten aufstelle. Mit einer bittern Miene versetzte der Prinz: Wenn Sie nur fünfhundert Jahre warten wollen, so soll er der Ihrige seyn. In der That schmerzte ihn der schnelle Fall der allgemeinen Bewunderung. Doch tröstete er sich wieder mit der Sicherheit seiner Gründe, mit dem Lobspruche des Königes und des Hofes, und mit der Art von Trunkenheit, in welcher das Volk die vier ersten Tage gewesen war.

Die Unruhe, mit welcher der zweite Prinz den ihm angesetzten Tag herannahen sah, hatte einen ganz andern Grund, als die Ungeduld des ersten. Die Furcht hatte sich seines ganzen Gemüthes bemeistert; er verlor alle Hoffnung; die Rede des jüngsten Bruders schien ihm allen Beifall vorausgeraubt zu haben.

Er entdeckte seinen Zustand und sein Geheimniß dem ältesten Prinzen, welcher ihm neuen Muth einsprach, und sich mit ihm von den Gründen unterhielt, die er zur Rechtfertigung seiner Wahl anzuführen hatte.

Ein kalter Schweiß drang auf des Prinzen Stirne, da er seinen Vater mit seinem Gefolge hereintreten sah. Kaum war er vermögend den Vorhang wegzuziehen, welcher ihnen eine Statue des Kupido von Parischem Marmor entdeckte.

Der Bildhauer hatte den Gott der Liebe als einen Jüngling in der schönsten Blüthe seiner Jahre vorgestellt. Ein weiches, zartes Fleisch, eine sanfte, glatte Haut bedeckte den schlanken Leib und die biegsamen Gelenke. Sein zierlicher und feiner Fuß schien auch im unbeweglichen Steine die Unruhe und Leichtigkeit der Jugend zu haben. Ein süßes Lächeln wohnte auf seinen Lippen und gesellte sich zu dem unausdrücklichen Reize seines Mundes, vor welchem er einen verrätherischen Finger hielt. Rückwärts lehnte sich die andere Hand auf den Köcher und Bogen, als wollte er die Gefahr seiner Pfeile verbergen. Die Kühnheit erschien auf der freien und heitern Stirne. Sein schiefer Blick, so sanft er ihn auch zu machen suchte, verrieth dennoch eine schalkhafte Tücke, die er nicht völlig daraus verbanen konnte. So schmeichelnd, so zärtlich, so verführerisch auch seine Miene war, so erzeugte sie doch ein heimliches Mißtrauen, und mischte eine gewisse Unruhe unter die sanfte Neigung, die man gegen ihn fühlte. Die Harmonie, das Spiel, der Ausdruck aller seiner Züge gaben ihm einen so wahren, einen so lebhaften Charakter, daß man in demselben alles zu sehen glaubte, was

jemals die Dichtkunst, den Amor zu mahlen, von der Natur entlehnt hatte. Jeder Zug sprach Empfindung, und machte tausend Empfindungen rege. Der Marmor schien alles zu sagen, was man allein denken zu können geglaubt hätte, und der erstaunte Zuschauer dünkte sich in seiner Entzückung die Gegenwart des Gottes zu fühlen, dessen Bild er vor sich sah.

Je länger das Auge der Versammlung auf der Statue verweilte, je mehr entflammte es sich von Beifall und Vergnügen, und je mehr erholte sich der Prinz von seiner ängstlichen Verwirrung. Welche Natur! welche Wahrheit! welcher Ausdruck! rief endlich der König aus, von einer Empfindung hingerissen, über die er nicht länger Meister war. Und noch sind vielleicht manche Schönheiten, vielleicht auch einige Mängel in dem Bilde, die allein dem Auge des Künstlers sichtbar sind. Er befahl, einen berühmten Griechischen Bildhauer, der eben an seinem Hofe war, herbei zu rufen. Der Künstler kam. Lange und genau besah er das Bild, ohne ein Wort zu reden. Der König erwartete seinen Ausspruch mit einer Art von Unruhe. Ihm war bange, sein so reines, so lebhaftes Vergnügen möchte durch die Entdeckung irgend eines Fehlers gestört, und sein zu schnelles Urtheil umgestoßen werden. Aufgebracht bis zur Thräne lief endlich der Grieche nach der Thüre. Wohin? rief ihm der König zu. Meinen Amor zu zerschlagen, sprach er, den ich angefangen habe; denn es ist unmöglich, daß er dieser Arbeit jemals beikomme. — So bleib doch, sprach der König, und rede! Wie findest du das Bild? Schliesse von meinem Vorhaben, erwiederte der Künstler, auf das, was ich fühle! Nein, nichts so vollkommenes ist jemals
aus

aus den Händen der Kunst, nichts so schönes aus den Händen der Natur gekommen. Dieß ist der höchste Grad, auf den die Schönheit steigen kann. Nicht ein einziger Fehler im ganzen Bilde. Da kann man mit Recht sagen, daß Praxiteles (denn ich erkenne seinen Meißel) nicht nur alle Künstler Griechenlands, sondern auch sogar sich selber übertroffen habe.

Du urtheilest, sprach der junge Prinz, wie Praxiteles selber geurtheilet hat, und der Zufall, o König! welcher ihm diesen Ausspruch abgezwungen, ist sonderbar genug, um ihn dir zu erzählen. Der Künstler liebte Phrynen, eine berühmte Schönheit. Als ein Pfand seiner Zärtlichkeit bat sie sich sein schönstes Bild von ihm aus. Was kann ich dir versagen, o Phryne? versetzte der Künstler: wähle selbst unter meinen geringen Werken. Das schönste derselben ist ohne Zweifel dasjenige, welches das Glück haben wird, dir zu gefallen. Aber die verschmitzte Phryne wollte sich in dieser Wahl allein auf das Urtheil des Meisters selber verlassen. Sie läßt dem Praxiteles melden, sein Haus stehe in vollen Flammen. Und mein Amor? ruft er aus, indem er aufspringt, ist mein Amor verloren? Lächelnd tritt ihm itzt Phryne entgegen: Fürchte nichts, mein Geliebter! vergieb mir meine List; aber schenke mir deinen Amor. Praxiteles gab ihr den Amor, und sie schickte ihn nach Thespia, ihrer Vaterstadt, wo ich ihn gefunden, und mit zehn Tonnen Goldes erkaufte habe.

Ehe ich aber von dem Vorzuge rede, welchen ich dem Bilde des Praxiteles vor so vielen andern Werken der mannichfaltigen Kunst gegeben habe, so finde ich mich durch die Rede meines Bruders genöthiget, die Ursachen anzuführen, mit welchen

ich meine Wahl in ihrem Reiche überhaupt zu vertheidigen gedenke.

Ich verehere so dankbar, so empfindlich, als er, die Weisheit, die Macht, die Güte der Natur. Ich gestehe ihm zu, daß die Kunst nichts neues hervorzubringen vermag; daß ihr weiter nichts vergönnet ist, als einige Formen zu verändern, als nachzunehmen. Aber es ist hier nicht die Frage von dem Unterschiede zwischen den Kräften der Natur und den Kräften der Kunst; es ist nicht die Frage vom Erschaffen, vom Beleben; es ist die Frage vom Gefallen, vom Rühren. Ein anderes ist das Dasein, ein anderes die Schönheit einer Sache. Alle Dinge, die uns umgeben, sind Werke der Natur. Sie ist im Wurme so groß, so weise, als in der Sonne. Aber in einer so geschaffenen, so gegebenen Welt hat sie selber gewollt, daß einige Dinge uns durch den Reiz der Schönheit an sich ziehen, daß andere uns durch den Ekel der Häßlichkeit von sich stoßen, daß die meisten uns kalt und gleichgültig vorübergehen lassen. Auch die häßlichsten Dinge sind weislich und bewundernswürdig gebaut. Ist deswegen denn auch das Häßliche schön?

Ich weiß nicht, mein Bruder, ob dich nicht der Eifer zu weit getrieben, wenn du behauptet hast, die Natur habe für alle Länder, für alle Zeiten, für alle Sinne einen so reichen Vorrath von Schönheiten bestimmt und zur Schau ausgelegt, als ob ihr einziger Endzweck in der Schöpfung gewesen wäre, den Menschen zu ergetzen und auf eine angenehme Weise zu unterhalten. Ich finde die Schönheit nicht so häufig in der Natur; eine Schönheit, meine ich, die mich nicht nur obenhin rühret, sondern die

meine ganze Seele ergreift und einnimmt. Hast du die angenehmen Scenen von Wiesen, von Flüssen, von Bergen und Hügeln auch in den Einöden Arabiens angetroffen? Hast du das sandige Libyen, das versengte Äthiopien, das rauhe Scythien durchreiset, und auch dort die Natur im Schönen verschwenderisch gefunden? Gehe hin nach den Ländern, an welche die Kunst noch keine Hand gelegt hat! Setze dich dort zwischen die alten Ruinen der grossen Zerrüttung, deren Merkmale die Erde an allen Orten aufweist; zwischen die rauchenden Felsen und die gestockten Ströme von Schlacken und Pech, an die stinkenden Moräste, auf die sumpfige Erde, mit giftigen Pflanzen und verpestendem Dampfe bedeckt, zwischen die Wolken von Ungeziefer, die zischenden Schlangen, die heulenden Hiänen, und bewundere dort im Blicke der gräßlichen Wilden, welche die traurige Gegend bewohnen, den mächtigen, den siegreichen Reiz der sich selbst überlassenen Natur!

Wirst du mir es vergeben, mein Geliebter, wenn ich dich eines kleinen Widerspruches beschuldige? Du hast die Seltenheit als ein Zeichen der grössten Schönheit angegeben. Wie reimet sich dieses mit der mütterlichen Vorsorge der Natur für unser Vergnügen? Hat sie uns zu Liebe ihr schönstes Werk, den Phönix, in die Einöden, weit aus den Augen aller Menschen verwiesen? Oder kostet es ihr grössere Mühe, einen Phönix, als eine Fledermaus hervorzubringen? Doch mache die Fledermaus so selten, als itzt der Phönix ist: immer wird dieser schöner bleiben, als jene, welche durch ihre Seltenheit allein der Neugier, nicht dem Gefühle reizend seyn wird.

Es ist also weder die Seltenheit ein Kennzeichen der Schönheit, noch auch das Schöne so häufig, so allgemein in der Natur. Nein, mein Bruder! sie hat nicht alles nach dem Vergnügen des Menschen abgemessen und ausgerechnet. Ihre Reize sind zerstreut, sie sind zufällig, sie sind öfters unvollkommen, sie sind wirklich selten. Aber sie selber hat die Kunst dazu berufen und bestellet, sich unserm Gefühl allein zu widmen, allein für unser Wohl, für unser Vergnügen zu arbeiten. Diese versammelt aus allen Theilen der Welt, aus allen Zeiten, aus allen Reichen der Natur, was uns ergetzen, was uns gefallen, was uns bezaubern kann. Sie verbannet das Häßliche aus unsern Augen, sie versetzt uns in eine neue Ordnung von Dingen, und ziehet, gleich einer Biene, den Honig aus der ganzen Natur.

Vieles sind wir der Natur schuldig. Sie giebt uns, was die Kunst uns nie zu geben vermag: sie giebt uns Leben und Gefühl. Aber wie wenige Dinge reicht sie uns, auch nur zu unserer Erhaltung, zu unserer Bequemlichkeit, welche nicht eines Zusatzes, einer Hülfe der Kunst bedürfen? Der Schöpfer, welcher uns fähig dazu bildete, hat uns den Genuß aller seiner Gaben nur unter der Bedingung der Arbeit und des Fleißes zugestanden. Man werfe einen Blick auf den Weg, den wir an der Hand der Kunst gemacht haben. Sie hat uns aus den Wäldern, wo wir mit den wilden Thieren zerstreut umher irrten, zu diesem geselligen und freundschaftlichen Umgange berufen. Sie beschützt uns wider die schädlichen Einflüsse der Witterung, sie vertheidiget uns wider die Anfälle unserer so häufigen Feinde. Sie giebt uns die Herrschaft über die ganze Natur, und zwinget

alle Elemente zu unserm Dienst. Sie befiehlt, so liefert uns die Erde die Früchte, die wir von ihr begehren, so kleidet sie sich mit Wohnungen und Städten, so öffnet sie ihren Schoofs, uns ihre verborgensten Reichthümer, alle ihre Metalle darzubieten. Diese übergiebt sie dem fürchterlichen, dem heilsamen Feuer, sie in tausend Formen und zu mannichfaltigen Werkzeugen umzuschmelzen. Sie, die Kunst, reiniget die Luft, die wir schöpfen. Zu dem Murmeln der Quellen, zu dem Rauschen der Blätter, zu den Gesängen der Vögel füget sie noch weit sanftere Melodien und Lieder. Sie heist den Wind die Segel füllen, und eröffnet sich ein neues Reich auf dem weiten Ocean, und verbindet Länder, die er auf ewig zu trennen schien. Was wird sie nicht noch unternehmen? was wird ihr nicht noch künftig gelingen? Vielleicht kömmt eine Zeit, in welcher sie dem geschärften Blicke des Menschen die Sterne selber entgegen rücken, ihm eine neue Welt, neue Körper, neue Geschlechter entdecken, in welcher sie ihm selber den Donner und die Blitze Jupiters in die Hände geben wird.

Von der Natur verlassen und hingeworfen nimmt uns die Kunst in ihre mütterlichen Arme, und nähret und erwärmet und erziehet uns. Mit uns allein beschäftigt, sorget sie beständig für unsere Glückseligkeit, und bereitet unsere Herzen dazu, indem sie sie bessert. Sie erweicht unsere Sitten, indem sie unsere Fühlbarkeit übet, und unsern Wünschen mit den feinsten Freuden und Schönheiten entgegen geht. Was Wunder also, wenn es ihr mehr und öfter gelingt uns zu gefallen? wenn sie uns vollkommnere Schönheiten liefert, als die Natur selber, die sie nach-

ahmet? Glaubet ihr, daß unter den fünf reizenden Schönen, welche sich Zeuxis zu Mustern gewählet, eine einzige der Helena gleich kam, in deren Bild er alle ihre vertheilten Reize zusammen getragen? Findet ihr in irgend einem Werke der Natur die Pracht, das Ebenmaaß, die schlanken Säulen, die kühnen Gewölbe, die wir an einem Griechischen Tempel bewundern? Reizet euch das regellose Zwitschern der Vögel so sanft, als das fließende, das zärtliche Lied des Sängers, von der harmonischen Leier begleitet? Wo findet ihr in der Natur so prächtige, so bezaubernde Scenen, als die euch der sammelnde, der wählende Dichter schildert?

Ein jedes Geschöpf erfreuet sich des Gebrauches seiner Gaben. Ungejagt durchrennet der leichte Hirsch die ungangbaren Wälder; die Lerche steigt singend in die Luft empor, und das bloße Bewußtsein seiner Stärke reizet den Widder zum Streit. Auch uns ergetzet nichts so sehr, als das Spiel, die Übung unserer Leidenschaften. Sogar Furcht, sogar Schrecken und Entsetzen lieben wir, wenn wir sie ohne Gefahr empfinden können. Unterdessen fließt unser stilles Leben oft vorbei, ohne daß wir ein einziges Mal Zeugen eines Vorfalles geworden, welcher solche Fühlungen in uns rege gemacht. Aber die Kunst ruft aus allen Ländern, aus allen Zeiten die Gegenstände unserer Leidenschaften zusammen. Sie giebt dem Augenblicke, der uns in einer Handlung erschüttert, eine beständige Dauer, sie hält ihn immer vor unsern Augen fest; sie spüret alle geheimen Winkel unseres Herzens aus, sie berührt alle Nerven der Empfindung, sie giebt uns den vollkommensten Genuß unserer selbst.

Darf ich noch eines zum Vortheile der Kunst hinzusetzen? Ihre Schönheit ist viel sicherer, viel gewisser, viel bestimmter für uns, als die Schönheit der Natur. Denn in jedem Werke des Künstlers können wir seine Absicht erkennen. Wir können wissen, in wie weit sich seine Nachahmung dem Urbilde nähert oder von ihm abweicht. Aber selten kennen wir die Absicht des Schöpfers in den Werken der Natur. Warum hat er den Phönix so, und nicht anders gemahlet? Kein Weiser nennet mir die Ursache. Aber warum ihm der Mahler diese, und keine andere Farbe giebt, das weiß ein jeder; eben darum, weil er den Phönix mahlen will. In den Werken der Kunst haben wir zwei gegebene Sätze vor uns, das Urbild und die Nachahmung. Aber in den Werken der Natur haben wir nur Einen Satz vor uns, ihr Werk selber. Ein jeder urtheilet von demselben nach seiner Art zu fühlen, zu sehen, zu seyn. Unter zwei Steinen von gleicher Art, aber von ungleicher Gröfse, wird jedermann den kleinern für leichter halten, als den größern. Aber sobald von der Schwere eines einzigen Steines die Frage ist, urtheilet ein jeder nach seinen Kräften, und die nehmliche Last, die dem Starken leicht, dem Schwächern gewichtig scheint, wird den Unvermögenden niederdrücken. So ungleich nun unsere Kräfte sind, so ungleich sind auch unsere Neigungen. Unsere Bildung, unsere Erziehung, unsere Gewohnheiten, tausend sowohl physische als moralische Zufälle verändern und unterscheiden das Gefühl auf tausenderlei Weise, und machen also den natürlichen Geschmack des Menschen ungewiß und willkührlich, das Schöne wankend und zweifelhaft. Ich werde ich mich vielleicht dem Werke aller anmaßend annehmen? Ich werde ich mich dem Werke aller anmaßend annehmen?

Noch ist eine Würze vorhanden, welche die Kunst heimlich auf ihre Werke streuet, und die ihren Geschmack nothwendig erhöhen muß. Eine Schwachheit ist es, von der ich rede; aber eine Schwachheit, welche die Natur selbst in unsere Herzen gelegt, eine Schwachheit, welche zugleich die Quelle aller hohen und vortrefflichen Unternehmungen des Menschen ist: die Eigenliebe. So wie sie den Verstand und die Einbildungskraft des Künstlers schärfet, und ihn durch die Hoffnung des Lobes und der Ehre gegen Mühe, Verdrufs und Schwierigkeiten unempfindlich macht, so schmeichelt sie auch dem Richter mit dem Gedanken, daß Hände, gleich den seinen, diese Schönheiten hervorgebracht; daß es vielleicht nur an ihm liege, das Nehmliche zu vollbringen, und daß er den Ruhm des Künstlers, wie alle Griechen den Ruhm eines Miltiades oder Themistokles, mit ihm zu theilen habe.

Endlich so glaube ich nicht, daß wir die Natur durch Undank beleidigen, wenn wir uns öfter und lebhafter an den Werken der Kunst als an den ihrigen ergetzen. Denn ist nicht auch unsere Fähigkeit das Schöne hervorzubringen eine ihrer Gaben? und bewundern wir nicht sie selber in unsern Werken? Und wo ist der Künstler, an dem wir nicht sein Genie, das Geschenk der Natur, noch weit mehr als seine einzelnen Hervorbringungen bewundern?

Wenn ich aber im Reiche der Kunst, welches an Umfange dem Reiche der Natur wenig weichen wird, diese Statue so vielen andern Werken der berühmtesten Meister vorgezogen habe, so werde ich mich vielleicht dem Neide aller andern Künste und

dem

dem Tadel ihrer Liebhaber ausgesetzt haben: welchem ich durch die Erklärung zu entgehen hoffe, daß ich das Werk des Praxiteles nicht deswegen gewählt habe, weil ich die Bildhauerei allen andern Künsten vorziehe, sondern weil ich glaube, daß in keiner derselben jemals ein so vollkommenes Meisterstück erschienen, als dieser Amor in der seinen ist.

Ich entscheide nicht, ob es schwerer sei, auf einer ebenen Tafel, durch Hülfe der Züge und Farben, die Körper der Natur so nachzuahmen, daß die beiden Sinne des Gesichts und Gefühls gleichsam in Widerspruch gerathen; oder ob es künstlicher sei, eben diese Sinne so zu vereinigen, daß sie auf der ganzen Oberfläche eines Marmors die genaueste Gleichheit mit dem Urbilde finden. Dieses fühle ich nur, daß, zum wenigsten zu unserer Zeit, die Malerei noch nicht zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gelangt ist, als die Bildhauerei. Vielleicht ist es einem künftigen Volke vorbehalten, diese Kunst weit höher zu treiben, als sie bisher gestiegen ist. Und wenn ich in einem Zeitalter lebte, in welchem ein Apelles ein größeres Meisterstück gemacht hätte, als ein Praxiteles, so würde ich ohne Anstand das Werk des erstern vor dem Bilde des letztern gewählt haben.

Die Baukunst gründet sich auf die Gesetze der Festigkeit, des Gewichtes, des Ebenmases, der symmetrischen Ordnung. Aber weil sich ihre Schönheit mehr auf den Verstand, als auf das Herz beziehet, weil sie mehr berechnet als gefühlet wird, so ist auch ihre Wirkung langsamer, schwächer, und auf eine kleinere Anzahl von Kennern eingeschränkt. Nicht, daß ich ihr alle Macht auf unsere Herzen abspreche: sie rühret, sie erhebet sie

insonderheit durch die Majestät der Gröfse, die sie ihren prächtigsten Werken zu geben vermag. Aber diese ihre Denkmahle müssen auf ihrem Platze, in den glücklichen Städten bewundert werden, welche sie besitzen, und ihre eigene Natur verhinderte mich also, meine Wahl auf sie zu richten.

Einen weit kürzern und gewissem Weg zu unserm Herzen wählet die Tonkunst. Mit unsichtbaren Farben mahlet sie gleichsam dem Ohre, und es scheint, als ob ihre langsame oder schnelle Bewegung die Schläge unseres Herzens bestimme, und sie bald aufralte, bald beschleunige. Aber ihre Meisterstücke rauschen vorbei, sie verschwinden, indem sie entstehen. Ein Ton vertreibt den andern, und unser Vergnügen über ein geendigtes Lied bestehet in einer blofsen Erinnerung. In keiner Kunst ermüdet die Wiederholung so geschwinde, als in dieser. Keine ist unbeständiger und ungleicher, als diese, nicht nur in verschiedenen Ländern, sondern bei dem nemlichen Volke; und was die Griechen mit Entzückung hören, würde vielleicht das Ohr meiner Landsleute beleidiget haben.

Freilich ist keine Kunst, welche alle Vorzüge des Schönen so häufig, so vollkommen, so siegreich verbindet, als die Dichtkunst. Diesem ihrem Schoofskinde hat die Einbildung die Macht gegeben, ohne Marmor und ohne Farben den Augen des Geistes die herrlichsten Bilder, nicht unbeweglich, nicht an einen Ort, an einen Augenblick gebunden, sondern im ganzen Verlaufe einer Handlung, in allen ihren Scenen, mit allen Gedanken, Reden und Thaten, von denen sie begleitet war, zu schildern. Sie verbindet das Ebenmafs und die ausgesuchteste Ordnung der Bau-

kunst mit der Harmonie und dem mannichfaltigen Wechsel der Musik. Sie ist die Beherrscherinn der Leidenschaften, die Königin der Herzen. Sie giebt uns aus ihrem zauberischen Kelche die Süßigkeit der Wollust, den Taumel der Bewunderung, die erwärmende Zärtlichkeit mit vollem Maße; sie giebt uns das tief erschütternde Mitleid und die tobenden Bewegungen des Zornes, der Furcht, des Schreckens mit unschädlichen Zügen zu trinken. Aber bekannt ist die kleine Anzahl ihrer Lieblinge, weil ihre Werke unverletzt allen gesitteten Völkern des Erdbodens mitgetheilt werden können. Wer ist unter uns, welcher nicht die Gedichte eines Homer, eines Sophokles, eines Pindar kennt, und ihre schönsten Stellen herzusagen weiß? Und dennoch scheint es mir noch leichter zu seyn, daß Homer, ich will nicht sagen von einem erhabnern und erfindungsreichern, sondern von einem weisern, von einem feinern, von einem ausgearbeitetern Dichter übertroffen werde, als daß den Praxiteles ein anderer Meister seiner Kunst überwinde. Ich habe euch demnach nicht mit der vollkommensten Kunst bekannt machen, sondern euch das vollkommenste Werk, welches jemals irgend eine Kunst hervorgebracht hat, vor die Augen stellen wollen.

Der König hörte diese Rede mit einem väterlichen Beifalle, die Vertrauten mit einer richterlichen Aufmerksamkeit, sein jüngster Bruder mit einem kleinen Neide, der zweite mit Gleichgültigkeit, und der älteste mit einem wahren Vergnügen. Man wandte sich nun von neuem zu dem Bilde, man fand es je länger, je schöner; doch war niemand so entzückt darüber, als der Bildhauer. Einer der Rätbe, derjenige, welcher die Einkünfte

des Reiches zu verwalten hatte, bezeugte nur ganz leicht und bescheiden, daß ihm die Summe von zehen Tonnen Goldes etwas theuer vorkomme. Keine Schätze der Welt, rief der Künstler zürnend aus, sind hinlänglich diesen Amor zu bezahlen. Er ist unschätzbar. Glückliche ist das Land, dessen Beherrscher die Künste liebet und zu schätzen weiß!

Die Königin und der Hof kamen erst des andern Tages, den Amor zu sehen. Zwei Höflinge, welche sich in Griechenland aufgehalten hatten und sich für Kenner ausgaben, wurden von der Königin auf die Seite gerufen. Ich finde es schön, das Bild, sagte sie. Ich erkenne in jedem seiner Züge den Gott der Liebe. Aber, ich gestehe es, ich verstehe mich nicht genug auf die Statuen, um das Aufserordentliche, das Wunderbare zu sehen, welches der König so hoch erhoben hat. — Und bemerken Sie denn nicht, sprach der eine, wie auch die kleinsten Dinge so fleißig, so künstlich ausgedrückt sind? wie die Haare da liegen, als ob man sie zählen könnte? wie die Nägel so natürlich vorgestellet sind? was für Kunst es gebraucht, aus einem harten Marmor die Krümme des Bogens so dünne, so leicht heraus zu hauen? — Ich erinnere mich, sprach der andere mit einem bedeutenden Lächeln, das Bild ehemals in . . . Athen gesehen zu haben. Ich sage nicht, daß es nicht schön sei; aber . . . es ist doch . . . Was fehlet ihm denn? unterbrach ihn die Königin. Es wäre zu viel davon zu reden, versetzte er, und ich müßte mich mancher Ausdrücke bedienen, die nur die Künstler verstehen. So suchte er seine Unwissenheit unter dem unbestimmten Scheine eines tiefen Tadels zu verstecken, und je mehr er zu

verstehen gab, je weniger konnte man begreifen, was er sagen wollte. Die übrigen Höflinge sahen das Bild mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Man lobte es mehr auf das Wort des Königs, und dem Prinzen zu gefallen, als aus Empfindung. Eine alte fromme Dame ärgerte sich an der Blöße des Knaben, uneingedenk, daß die Kunst, die einen reinen Gesckmack erfodert, auch ein reines Herz voraussetzt. — Wenn dieser unser König wird, lispelte ein Hofmann dem andern ins Ohr, so verkauft er uns alle, um Statuen aus Griechenland zu holen.

Der Pöbel sah das Bild mit keiner andern Empfindung als der Frömmigkeit an. Sie warfen sich vor dem Gotte nieder, sie beteten ihn an, und zierten ihn mit Blumenkränzen. Der gesündere Theil des Volkes bewunderte das Bild, zwar nicht mit den Entzückungen des Künstlers, doch mit der aufrichtigen Freude des Redlichen. Die einen fühlten, und die andern wiederholten was die Fühlenden sagten. Die Königin kam zum zweitenmale von dem Griechischen Bildhauer begleitet. Dieser unterrichtete sie besser, als ihre Kenner, von den Vorzügen des Werkes. Das Volk drängte sich von selbst zu dem Meister hin, befragte sich um sein Urtheil, und sein Beifall ergofs sich wie ein Strom, welcher alles mit sich reißet und im Laufe seine Kräfte vermehret. Man kam mit minderer Hitze und in geringerer Anzahl, als den Phönix zu sehen; aber viele kamen öfter zurück, und gingen jedes Mal vergnügter hinweg. Der zehente Tag kam an, und manche, die das Bild täglich betrachtet hatten, bereueten noch, es nicht genug gesehen zu haben.

Mit einer gesetzten Miene und einer Schrift unter dem Arme

trat der dritte Prinz in das Zimmer, in welchem der König mit der gewöhnlichen Gesellschaft bereits erschienen war. Er setzte sich mit ernsthaftem Anstande ihnen gegenüber, und nach einer kleinen Pause fing er also zu reden an:

Nachdem ich oftmals, o König, bei mir selber die Natur und den eigentlichen Charakter des Schönen überleget und betrachtet habe, nachdem ich die Reihe aller derjenigen Dinge, denen diese Eigenschaft zugesprochen wird, gleichsam vor mich beschieden und untersucht habe: so halte ich dafür, dafs, gleichwie der Mensch aus zwei besondern Theilen, einem Leibe und einer Seele bestehet, also finde man auch zwei Arten des Schönen, deren das eine sich auf den Leib und die Sinne, das andere aber auf den Geist oder die Seele beziehet. Unter unsern äufserlichen Sinnen haben wir nur zwei, denen das Vorrecht die Schönheit zu entdecken gegeben ist: das Ohr und das Auge. Die drei andern sind auf eine gröbere und unedlere Wollust eingeschränkt. Nehmlich mit den beiden erstern allein entdecken wir die Dinge in ihrem Ganzen, in ihrem Zusammenhange, in der Ferne, und eine Menge von Gegenständen in einem nehmlichen Punkte. Sie sind es also, welche unserm Busen das feinere Vergnügen der Schönheit zuführen, und welche gleichsam einer genauern Gemeinschaft, eines vertrauten Umganges mit der Seele gewürdigt sind. Die einzelnen Körper, sie seien nun aus dem Reiche der Natur oder der Kunst genommen, welche durch ihren unmittelbaren Eindruck die sanfte Bewegung des Beifalles erwecken, machen die erste Klasse des Schönen aus. Sie wirken, wenn ich so reden mag, auf denjenigen Theil der Seele, welcher am nächsten am

Leibe hängt, sie fallen in die gröbern oder stumpfern Sinne derselben.

Aber die Seele hat noch ein anderes Ohr, noch ein anderes Auge, vor welchem die einzelnen Körper als Atomen verschwinden, und die allein das Große, das Erhabene, das Ewige und Unveränderliche zu sehen und zu hören bestimmt sind. Dieses ihr Auge dringet in die unermessliche Weite des ganzen Reiches der Schöpfung, es zählt die Welten, es mißt ihre Entfernung, es bemerkt ihren Lauf, und liest die Gesetze der Ordnung in dem Buche der ewigen Weisheit. Mit diesem ihrem Ohre vernimmt sie die Stimme der Natur, die Harmonie der Sphären, den Ruf des Gewissens, die unumstößlichen Gesetze der Gerechtigkeit. Mit diesen Entdeckungen bereichert, unterscheidet sie die Materie von dem Geiste. Sie beschäftigt sich mit jener nicht anders, als in so fern sie nach sichern und unveränderlichen Regeln angeordnet ist und regieret wird, in so fern sie durch Ebenmaß, Ordnung und Größe der Aufmerksamkeit eines unsterblichen Geistes würdig ist. Aber sie erhebet sich auch zu einer andern Welt, zu einer unsichtbaren Schöpfung, zu einer neuen Ordnung von Dingen. Sie gehet mit reinen und unsterblichen Geistern um. Sie bricht die Bande des Leibes, die sie an Ort und Zeit anfesseln, sie gehet tief sinnig in dem weiten Raume des Unendlichen einher, sie siehet auf seinem Throne den alles erfüllenden Schöpfer, und erhebet sich wieder zu der göttlichen Quelle, aus welcher sie hergeflossen.

Um so viel nun das Himmlische, das Unsterbliche, das Ewige, das Unendliche edler ist, als das Irdische, das Hinfällige, das

Zeitliche, das Eingeschränkte, um so viel ist auch das Schöne des Geistes edler, als das sinnliche Schöne, um so viel ist auch seine Natur vollkommener und erhabener. Hier ist keine willkürliche Schönheit, hier hängt nichts von dem Baue des Körpers, von dem Geschmacke, von der Erziehung und Gewohnheit ab. Das Schöne des Geistes ist ein einziges, ein gewisses, ein unveränderliches Schönes, und dafs ich es mit einem Worte sage: es ist nichts anders, als die Wahrheit.

Schärfe oder schwäche unser Auge, spanne die Nerven unserer Empfindung höher oder niedriger, mache uns gröfser oder kleiner, gieb uns einen sechsten Sinn: so verschwindet alle das Schöne, welches wir bisher bewundert haben, so verändert sich die ganze Natur für uns, so müssen wir neue Künste, neue Farben, neue Formen, neue Sprachen erfinden. Aber stürze den Bau der Welten um, lafs den Lauf der Zeiten stille stehen, lafs die verzehrende Flamme die ganze Schöpfung zernichten, lafs aus dem Schutte des Chaos eine neue Welt, eine neue Ordnung entstehen: die Wahrheit bleibt. Diese, für welche unser Geist geschaffen ist, an der er, je vollkommener er wird, desto mehr Vergnügen findet, diese ist der reinste Ausflufs der Gottheit; und die kleine Anzahl von Wahrheiten, welche wir zu fassen fähig sind, ist gleichsam die väterliche Hand, die uns der Schöpfer reicher, durch alle Stufen seines Werkes zu ihm hinauf zu steigen.

Diefs, o König! ist der erhabene Begriff, den ich mir von dem Schönen mache, welches die Bewunderung eines unsterblichen, eines denkenden Wesens verdienet. Freilich können wir
die

die Ursache nicht ergründen, warum uns die Vorsicht, welche uns bei unserer Geburt mitten in diese unzählbare Versammlung so vieler Wesen, Welten und Geschöpfe neu und unwissend hingestossen, den Gefahren des Irrthums und Zweifels so lange, so häufig ausgesetzt läßt. Aber was verlieret dadurch die Wahrheit von ihrem Werthe? Ist denn das Schöne nichts, weil es auch ein Häßliches giebt? oder dienet nicht dieses, den Preis des ersteren noch mehr zu erhöhen? Gelingen denn auch der Kunst alle ihre Bemühungen, und bringet sie nichts als Meisterstücke hervor? Wenige sind es, deren reinere und stärkere Seelen durch Beständigkeit und Eifer zur Kenntniß der Wahrheit gelangen. Aber diesen Wenigen ist auch das reinste, das erhabenste Vergnügen vorbehalten. Diese Wenigen sind die Lieblinge des Himmels, sie sind das Auge der Schöpfung. Für diese habe ich einen Schatz, ein Kleinod gesucht und gefunden. Der Beifall dieser Wenigen ist es auch, welcher allein meine Ehrbegierde reizet, und welcher mir, o König! in deinen Augen um so viel vortheilhafter seyn wird, da du selbst unter die Zahl dieser Auserwählten gehörst.

Es ist wohl kein Ohr so roh, in welches nicht der Name und Ruhm des weisen Zoroaster gedrungen ist. Jedermann kennet die Sinnbilder, die Gebräuche, die Religion, unter welchen er die tiefen Wahrheiten der Natur und Weltweisheit dem Volke anzudeuten und fühlbar zu machen gesucht hat. Aber seine höhere, seine göttliche Lehre, die Seele dieses sinnlichen Bildes, lag seit seinem Tode als ein Heiligthum in dem Tempel zu Balk verschlossen, und allein der geprüfte und erleuchtete Magier

konnte zur Anschauung desselben gelangen. Mein langer Aufenthalt in diesem alten Sitze des Weisen gab mir endlich Gelegenheit, gleich einem andern Jason, mich dieses weit edleren, weit köstlicheren Vlieses zu bemeistern. In diesem Buche hat der weiseste unter den Menschen alle seine Kenntnisse niedergeschrieben. Vergönne mir demnach, o König! daß ich die mir bestimmten folgenden Tage darauf verwende, diesen Reichthum der kleinen Anzahl derjenigen mitzutheilen, welche der Ebre würdig sind, zu den hohen Geheimnissen der Weisheit eingeweiht zu werden.

Nicht nur unter den Vertrauten des Königs, sondern auch unter den begüterten Bürgern des Landes waren viele, die die Wissenschaften liebten, und welche die Mittheilung des Zoroasterischen Buches für einen der glücklichsten Zufälle ihres Lebens hielten. Auch fehlte es weder der Hauptstadt, noch den Provinzen an solchen Männern, die ihr ganzes Leben dem Unterrichte, dem Fleiße, der Lesung und Erforschung widmeten, und einem Spiegel glichen, welcher alle Strahlen der Wahrheit aufhängt, um sie nachgehends auf ein ganzes Volk zurück zu werfen. Diese drei Arten von Leuten blieben in kurzem die einzigen Zuhörer des Prinzen. Denn die Höflinge, welche den ersten Tag die Versammlung durch ihr ewiges Wispern gestört hatten, blieben den andern Tag von selbst aus. Sie warfen dem Prinzen einen gelehrten Hochmuth vor, und ihr kalter Spott über diesen erstreckte sich auf die Wissenschaften selbst. Eine schöne Regierung! sagten einige, wenn der König sich mehr um den Himmel und die Sterne als um seine Staaten bekümmert. Aufrichtig und beschei-

den enthielt sich das Volk von der Sache zu urtheilen. Freilich, sagten sie, ist die Wissenschaft etwas herrliches; aber sie gehört den Weisen zu, den Königen, und denen, die die Sorge der Regierung mit ihnen theilen; ein jeder bleibe in seinem Berufe. Doch wollten etliche vom Volke das Buch geöffnet sehen. Sie lobten die Schrift und die kostbare Decke. Am meisten verwunderten sie sich darüber, daß so viele Weisheit in einem so kleinen Werke stecken könnte.

Das erste Buch Zoroasters, welches von der zählbaren und meßbaren Gröfse der Körper handelte, wurde von der ganzen Versammlung mit der vollkommensten Genugthuung aufgenommen. Man bewunderte nicht nur die lange, ununterbrochene Reihe von Wahrheiten, zu welchen man stufenweise geführt wurde, sondern das, was den Zuhörern die meiste Freude verursachte, war die augenscheinliche Gewisheit, und die Nothwendigkeit der Folgen, welche immer eine aus der andern flossen.

In dem zweiten Buche erklärte er die ganze Haushaltung der Schöpfung, das ganze System des Weltgebäudes, den Lauf der Sonne und der Planeten, die Gestalt und die Wälzungen der Erde, die Einflüsse und Aspekten des Mondes. Er redete von dem dunkeln Laufe der Kometen, von den großen Veränderungen, die auf unserm Erdboden vorgegangen, von der Natur und den Bewegungen des Meeres, von den Winden, von den Ursachen der Erdbeben und der feuerspeienden Berge, von der Zeugung der Metalle und Steine. Er erforschte den wunderbaren Bau des Menschen, und mit ihm verglich er hierauf die Bildung anderer Thiere. Er wies, wie einfach die Natur ihre Maschinen im Großen ein-

richtet, wie künstlich zusammengesetzt im Kleinen. Er redete endlich von dem fühllosen Leben der Pflanzen, und führte also die Zuhörer von dem großen Schauspiele der Welten, bis auf die unentdecklichen Adern des Gräschens, und wies in beiden eine gleiche Weisheit, eine gleiche Sorgfalt des Schöpfers.

So wahrscheinlich auch Zoroaster diese seine Meinungen durch die sinnreichsten Gründe zu machen suchte, so war dennoch die Überzeugung, die sie wirkten, weder so allgemein, noch so vollkommen, als beim ersten Buche. Hundert Zweifel entstanden bei jedem Punkte. Man stritt über die Natur, den Lauf, die Entfernung der Gestirne; man stritt über die Geschichte der Erde. Wie kann das Wasser jemals auf die Gipfel der höchsten Berge gestiegen seyn, die es gebildet haben soll? Was kann eine so große Zerrüttung verursacht haben? Jeder Zufall, jeder Körper in der Natur, ward nach verschiedenen Systemen und Sekten verschiedentlich erklärt. Man erhitzte sich, ohne sich zu verstehen; und wenn man auch den Schlüssen des Prinzen zu weichen schien, so geschah es mit einem gewissen Zwange, welcher mehr Ehrfurcht als Überzeugung blicken ließ.

In dem dritten Buche erhob sich der Magier von der Natur der Körper zu der Natur des Schöpfers, und leitete aus solcher alle Pflichten des moralischen Menschen her. Nichts konnte erhabner sein, als seine Rede von dem höchsten Wesen. Der Majestät des Gegenstandes antwortete die Größe der Begriffe, die Macht und Würde des Ausdruckes. Das Feuer seines Geistes fuhr in die Seelen aller Zuhörer. Man erblafte, man konnte der hinreißenden Empfindung nicht weiter gebieten, es entführen

erstickte und schluchzende Stimmen und unterbrachen die Vorlesung des Prinzen. Er fing sie von neuem an, nicht ohne die Versammlung erinnert zu haben, wie mächtig das Schöne, welches er gewählet, auf die Herzen derer sei, die für solches geschaffen sind. — Zoroaster erklärte hierauf die großen Gesetze des Naturrechtes, und bewies sie aus deutlichen und unumstößlichen Gründen. Er zeigte die verschiedenen Beziehungen des Menschen, und wie aus solchen alle seine Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere entspringen. Er durchging alle Stände, alle Theile des gemeinen Wesens. Nichts war reiner, als seine Sittenlehre, nichts einfacher, als seine Staatslehre. Sie beruhete einzig auf dem Grunde: daß das Glück der Völker das höchste Gesetz der Könige seyn solle. Er redete von allen Theilen der Verwaltung, er unterstützte seinen Rath und seine Lehren mit Beispielen aus der Geschichte. Er empfahl ihre Erlernung den künftigen Regenten als einen Unterricht, den ihnen die Todten mit einer Gewalt und Freiheit geben, welcher sich die Lebenden selten erkuhnen.

Die Geisterlehre war es, von welcher Zoroaster im vierten Buche handelte. Er wies den Unterschied der Materie und des Geistes, welche er, als die ersten Anfänge alles dessen, was ist, einem allmächtigen Wesen unterwarf. Er leitete aus diesen Quellen des Lichtes und der Finsterniß den Unterschied des Guten und Bösen her. Er beschloß das ganze Werk mit den abgezogensten Begriffen vom Leeren, vom Raume, von der Zeit und der Ewigkeit.

Aber hier äußerte sich die größte Ungleichheit in den Ur-

theilen der Zuhörer. Jeder hatte seine besondere Meinung, die er der ganzen Versammlung, als die allein wahre, beweisen und aufdringen wollte. Der Prinz, von dem Ansehen seines Magiers eingenommen, wollte nichts anhören, was nicht mit seinem Buche übereinkam. Andere, die sich einer entgegengesetzten Sekte gewidmet hatten, verwarfen viele Sätze nur deswegen, weil Zoroaster sie behauptet hatte. Die zwei letzten Tage wurden meistens mit heftigen Wortstreiten zugebracht, welche der König endlich also unterbrach: Die Verschiedenheit der Meinungen ist ein gewisses Zeichen des Irrthumes oder der Unwissenheit. Lasset demnach, meine Freunde, einem jeden die Freiheit, in so zweifelhaften Dingen diejenige Lehre anzunehmen, welche ihm die sicherste, die tröstlichste scheint. Übrigens, mein Sohn! (so fuhr er zu dem Prinzen fort) weifs ich das Kleinod, welches du gewählt hast, nach seinem Werthe zu schätzen. Ich kenne den mächtigen Einfluß der Wissenschaften auf unser Glück. Ich weifs, daß keine derselben so müßig ist, daß sie uns nicht endlich auf irgend eine nützliche Entdeckung führen sollte. Ich weifs, daß alle Menschen ein gleiches Recht auf die Wahrheit, wie auf das Licht des Tages haben. Ich verabscheue die grausame Staatskunst, welche die Finsterniß der Unwissenheit zu vermehren und zu verlängern sucht, um sie zum Werkzeuge der Tyrannei zu gebrauchen. Ich danke dir demnach für dein Geschenk; aber ich mißbillige zugleich die Art, mit welcher du zu dem Besitze desselben gelangt bist. Ich habe euch eure Schätze zu erwerben, nicht zu rauben ermahnet. Das Werk des Praxiteles, welches dein Bruder mit so vielem Golde erkaufet hat, ist lange nicht

so theuer, als das Buch Zoroasters; denn es kostet dir eine Ungerechtigkeit. Berufe dich nicht auf deine Argonauten! Ihre That entschuldiget die deinige nicht. Die Griechen, unsere Meister in den Künsten, sind nicht immer gültige Beispiele für die Sitten. Laß dem dunkeln Alterthume und seinen rohen Helden ihren verdächtigen Ruhm. Den Glanz ihrer größten Namen beflecket oftmals Gewalt und Unrecht. Dichter besangen ihre Siege, aber Völker beweinten sie. Wir, die wir den Ruhm der Billigkeit allem andern Ruhme vorziehen, wir sind verbunden, den Fehler zu ersetzen, welchen ich allein deiner Jugend zuschreiben will. Theile den Inhalt dieses Buches den Liebhabern der Wissenschaft mit, aber die Urschrift werde ihren wahren Besitzern wieder zugestellt. Laß die Persischen Magier diesen Schatz aufs neue vergraben; genug, daß dir mein Volk den Genuß desselben zu danken hat. Ehrerbietig und dankbar nahm der Jüngling die Lehre des Vaters an: und die Versammlung bewunderte beides, die Klugheit des Königs, und den Gehorsam des Prinzen.

Endlich erschien der Tag, an welchem Gobryas, der älteste Bruder, mit seinem Kleinode auftreten sollte. Man erwartete es mit der größten Ungeduld. Was bleibt ihm übrig? sagte man; alle Reiche des Schönen sind erschöpft. Was will er aufweisen, das nicht entweder zur Natur, oder zur Kunst, oder zur Wissenschaft gehöre? In allen diesen Theilen sind ihm seine Brüder zuvorgekommen, und nothwendiger Weise muß er in einen derselben zurück fallen. Sein bisheriges Betragen machte seine Richter noch verlegener. Man hatte an ihm weder Neid noch Miß-

gunst, weder Furcht noch Hoffnung, weder Begierde noch Zuversicht bemerkt. Die Verwirrung des Rathes stieg am höchsten, als man ihn, da er zu erscheinen berufen ward, von einem alten Manne begleitet, in das Zimmer treten sah, einem Manne, dessen grauer Bart, welcher ihm bis auf den Gürtel reichte, einen Theil seines schlechten Gewandes bedeckte, und auf dessen kahler und gespannter Stirne man zugleich die Mühseligkeiten eines harten Lebens, und den gesetzten Muth eines gelassenen Weisen lesen konnte. Nach einem kurzen Stillschweigen, welches eine so unerwartete Erscheinung verursacht hatte, fragte der König den Prinzen, ob dieser Greis der Besitzer seines Kleinodes sei? Ja, sprach der Prinz gerührt, er ist es, mein Vater! Das Kleinod, das ich dir bringe, ist das seine. Du hast es ehemals gekannt; du hast es für verloren beweint. Ich bringe dir es wieder. Ich weiß, mit welcher Freude du es annehmen wirst. Gehe, Hydras, umfasse die Knie deines Königs!

Schon fielen die Thränen und die Küsse des Alten auf die Rechte seines Fürsten, schon fühlte er sich an seine Brust gedrückt, und die glühenden Wangen des Königs auf seiner Stirne. Hydras! rief der König aus, mein Hydras! lebst du noch? du, dessen Tod ich schon so lange beweinet? O mein Sohn! welch ein Geschenk bringst du mir? den edelsten, den tugendhaftesten unter allen Sterblichen. Meine Freunde! ihr alle seid ehemals Zeugen seiner Tugend gewesen. Sein ganzes Leben war eine Kette von edlen Thaten. Der Segen, den sie vom Himmel verdienten, ruhete auf dem ganzen Lande, so lange er der Regierung desselben unter meinem Vater vorstand. Unglücklicher

licher Vater! welchen die Verleumdungen eines Boshaften, eines Öbar, zu betriegen vermochten, welcher dem Schmeichler zu Liebe den Redlichen von sich stiefs? Wirst du mir seinen Irrthum vergeben, Hydras? — Rede nicht von dem Vergangenen, mein König, erwiederte der Alte; der gegenwärtige Augenblick ersetzt mir alles. — Aber, fing der König wieder an, warum hast du mir keine Nachricht von deiner Erhaltung gegeben? Warum hast du der Zeitung deines Todes nicht widersprochen, welche sich gleich nach deiner Verweisung ausgebreitet hatte? Warum bist du nicht gleich nach dem Tode meines Vaters in meine Arme geeilet? Hast du denn das Schicksal des Öbar nicht erfahren? hast du nicht erfahren, daß der Sturz des Öbar, deines Feindes, daß die Rache deines erlittenen Unrechts die erste Handlung meiner Regierung war? — Zu spät, mein König, erfuhr ich es, sprach Hydras. Schon waren sie nicht mehr, die, um derentwillen allein ich mir einen gütigern Anblick des Schicksals gewünscht hatte; meine Kinder waren nicht mehr. Die letzte Schlacht, welche zur Zeit deines Vaters ihm den Thron, dem Volke Leben und Freiheit erhalten, hatte mich meiner beiden Söhne, meiner Hoffnung, meiner Stützen beraubet. Wie hätte ich, nach diesem Verluste, meine stille Einsamkeit verlassen, und, alt und traurig, mich den Stürmen des Hofes von neuem aussetzen können? ich, der ich den Wellen desselben kaum entgangen war? — Und welche Gegend war denn so glücklich dich zu besitzen? wo hat mein Sohn dich angetroffen? fragte der König. Erlaube mir, mein Vater, fiel ihm der Prinz in das Wort, an seiner Stelle zu reden; seine Beschei-

denheit würde dir den größten Theil seiner Tugend verschweigen.

Da du uns vor drei Jahren von dir liefsest, nahm ich mir vor, unter verändertem Namen und von einem einzigen Knechte begleitet, zuerst deine Staaten zu durchreisen. Ich durchzog eben die äußerste Provinz deines Reiches, ein ödes und waldiges Land, als ich einst bei einbrechender Nacht in einem kleinen Dörflein zu bleiben genöthiget ward. Die armen Einwohner desselben führten mich gerade zu der Hütte des Parmys: so nannten sie den Redlichen. Er ist freundschaftlich, sagten sie, und dienet gern den Fremden. Müde kam er itzt hinter einem umgestürzten Pfluge seiner Hütte zugeschlichen. Aber die Zeitung, daß er einen Gast bewirthen sollte, schien ihm alle Müdigkeit auf einmal hinweggenommen zu haben. Er eilte mir freudig entgegen, er empfing mich liebeich, und bediente mich mit einer so anständigen, so freien Art, daß ich bald merken konnte, die Hütte, die er bewohnte, sei nicht immer sein Aufenthalt gewesen. Die süße Weisheit seiner Reden bestärkte meinen Argwohn. Des andern Morgens bat er mich, noch einige Tage bei ihm zu verweilen. Ich freute mich über seinen Antrag. Aber erlaube mir, fuhr er fort, dich auf einige Augenblicke zu verlassen. Ein kranker Nachbar erwartet meinen Besuch. Und wirst du mir nicht vergönnen, dich zu ihm zu begleiten? erwiederte ich. Ich bin gern ein Zeuge des erquickten Elendes. Lächelnd reichte er mir die Hand, drückte sie, und führte mich in die nächste Hütte, die der seinen vollkommen ähnlich war. Auf einem bequemen Bette fand ich einen Mann, welchen die Krank-

heit aller Kräfte beraubet hatte. Er richtete sich ächzend auf, und näherte die blassen Lippen dem Gefäße, in welchem Parmys ihm ein labendes Getränk reichte. Sein Auge stand, indem er es einnahm, fest auf mich geheftet, und mich dünkte in seinen Zügen etwas zu unterscheiden, wovon ich noch ein ungewisses Andenken übrig behalten hatte. Süß muß der Geschmack des Getränkes aus so freundschaftlichen Händen sein, sagte ich. Kaum hatte er mich reden hören, so stieß er das Gefäß von sich. Er ist es! rief er aus: Gobryas, der älteste Sohn des Königs! Zweifle nicht, Hydras! er ist es! Sogleich erkannte ich ihn. Öbar war es. Öbar! rief ich aus, bist du es? Was für einen Hydras nennest du mir? wo ist er? — Hier, sprach er, hier vor deinen Augen. Nicht Parmys, Hydras ist sein Name, Hydras, den ich so grausam verfolgt, Hydras, itzt mein Wohlthäter, mein Erretter, mein Freund. — Sprachlos fiel ich dem Greise um den Hals. Meine Thränen vermengten sich mit den seinigen. — Bin ich so glücklich, fing endlich Hydras an, den Sohn meines Königs zu besitzen? den Gobryas, den ich zur Welt kommen sah, den ich so oft auf meinen Armen getragen? Hätte ich jemals denken sollen, da ich dich als ein Kind an dem Hofe deines Großvaters verlief, daß ich einst das Glück haben würde, dich in dieser Einöde zu bewirthen? — Was redest du von Glück? versetzte ich, laß mich das meinige rühmen! Hydras, du lebest noch? welch eine Zeitung für meinen Vater! welch ein Auftritt für mich! Ernsthaft und strafend fiel hier mein Blick auf den Öbar zurück. Alle seine Missethaten erschienen ihm im Spiegel meines Auges. — Ja, Prinz, fing er an, es ist billig, es ist

nothwendig, daß ich dir ein Unthier, ein Abscheu der Natur
scheine: aber höre mich. Vielleicht ist es noch möglich, daß
auch du mir vergiebst. Um Hydras willen! verstosse mich nicht
ganz; habe Mitleiden mit meinem Zustande, und laß mich hof-
fen, noch einige Gnade in deinem Herzen zu finden. Mein er-
ster Schritt, sie zu verdienen, soll das Geständniß meines grös-
ten Verbrechens sein.

» Durch erdichtete Anklagen, durch untergeschobene Briefe,
» durch erkaufte Zeugen, bewog ich den alten König, den Hydras
» ins Elend zu verweisen. Ich bereicherte mich durch Einziehung
» seiner Güter, ich hatte mich an seine Stelle geschwungen; aber
» unzufrieden mit dem Urtheile des Königs, sandte ich einen
» Vertrauten aus, ihn auf seinem Wege heimlich zu tödten. Die
» Erinnerung einer alten Wohlthat (denn auf wen hatten sie sich
» nicht erstreckt?) hielt den Arm des Mörders zurück. Ob er
» gleich vor meinen Augen nicht wieder erschien, hielt ich doch
» dafür, er habe seinen Auftrag ausgerichtet, und streuete die
» Zeitung von dem Tode des Hydras aus. Durch dieß neue Ver-
» brechen glaubte ich meines Glückes gewiß zu sein. Aber mein
» Fall war unvermeidlich. Kaum bestieg dein Vater den Thron,
» so fiel das Unglück, in welches ich den Hydras gestürzt hatte,
» auf mich zurück. Aller meiner Würden, aller meiner Güter be-
» raubet, mit einem Stabe in der Hand, irrte ich nun, ein Bettler,
» von einer Thüre zur andern. Noch glücklich, daß ich uner-
» kannt war! Durch Spott und Härte würde sonst ein jeder die
» erlittenen Unterdrückungen an mir gerächt, und mein Unglück
» noch unerträglicher gemacht haben. Nach langen Plagen, deren

» Erzählung ich dir ersparen will, kam ich in diese Einöde, und
 » ohne es zu wissen, vor die Hütte des Hydras. Ich bat um ei-
 » nen Bissen Brot. Die Hitze des Tages, die Länge des Weges,
 » aber noch mehr mein Elend und meine Verzweiflung hatten
 » mich völlig entkräftet. Ich fiel ohnmächtig vor der Thüre nie-
 » der, ehe sie sich auf mein Rufen geöffnet hatte. Wie groß
 » war mein Erstaunen, mein Schrecken, da ich die Augen wieder
 » aufschlug, und mich auf einem sanften Bette liegend, und an
 » meiner Seite — wen? ihr Götter! — ihn, den Hydras selber,
 » sitzen sah. Fast wäre ich wieder in die vorige Ohnmacht zu-
 » rück gesunken. Kaum konnte ich meinen Augen glauben. Ich
 » sah ihn starr an. Er merkte meine Verwirrung. Öbar, sprach
 » er lächelnd, wer hätte jemals gedacht, daß Hydras noch einst
 » das Vergnügen haben sollte, dir nützlich zu sein? Ich wollte
 » mich aufraffen und fliehen. Warum fliehst du mich, Öbar?
 » so sprach er, und hielt mich freundlich bei der Hand zurück.
 » Fürchtest du mich? Hassetest du mich so sehr, daß du mir
 » auch die Freude mißgönnest, dir zu dienen? Bleib! Hat uns
 » das Glück zu Feinden gemacht, das Unglück versöhnet uns
 » wieder. Welch eine Lehre für uns, Öbar! laß sie nicht unge-
 » fasset vorbeigehen. Amer Öbar! wie schwer, wie sauer muß
 » dir dein Schicksal scheinen! — Schwer, rief ich aus, aber
 » nicht so schwer, als die Schande, es verdienet zu haben: meine
 » Falschheit, das Unrecht, das ich an dir . . . Vergifs es, sprach
 » Hydras, so wie ich es längst vergessen habe. Hat dich dein
 » Unglück gebessert, so beklage dich nicht über dein Schicksal.
 » Sieh! hier ist der kleine Rest meines geretteten Vermögens.

» Ich bewahrte es ehemals für meine Kinder auf. Aber ihr Tod
 » hat meine Vorsorge unnütz gemacht. Für dieses Wenige kann
 » ich dir ein Haus, gleich diesem, an meiner Seite verschaffen.
 » Ich will dir den Überrest deiner Tage so erträglich machen,
 » als mir es meine Armuth zuläfst. Lerne nur die Fälle des
 » Glückes mit Standhaftigkeit ertragen. Sei gröfser in dieser
 » Hütte, als du am Hofe warest, sei redlich! — Wie könnte
 » ich dir, o Prinz! (fuhr Öbar fort) wie könnte ich dir die Re-
 » gungen beschreiben, die sich meiner Brust bemeisterten? Die
 » Thränen verhielten mich, sie meinem Wohlthäter zu entdek-
 » ken. Er, mit dessen Blut ich mich besleckt zu haben glaubte,
 » er, mit dessen Raube ich mich bereichert hatte, rettet mir itzt
 » das Leben, schenkt mir das Gut seiner Kinder. Ich hiefs mich
 » einen Abscheu der Natur, und er tröstete mich; ich bat ihn um
 » Rache, und er liefs mich nichts, als Mitleiden und Güte sehen.
 » Meine Krankheit ward schwerer durch den nagenden Wurm
 » meiner Reue. Sie ward langwierig, und ich sah mich gezwun-
 » gen, mich der Großmuth meines Feindes (denn das hätte er
 » seyn müssen) ganz zu überlassen. Fünf Jahre sind es nun, daß
 » er mich täglich verpfleget. Seine sinnreiche Sorgfalt macht mir
 » das Leben angenehm, aber noch mehr sein sanfter Umgang,
 » der Reiz seiner Tugend, die Weisheit seiner Lehren. Ich fühle
 » es, ich werde ihm nicht lange mehr beschwerlich seyn. Aber
 » das fühle ich auch, daß sein Beistand meinem Geiste eine
 » Stärke gegeben, deren mein zerrütteter Körper nicht mehr fähig
 » ist. Ja, mein Prinz, ich kenne sie nunmehr, die Tugend, die
 » ich so lange verachtet habe, ich liebe sie, ich fühle sie in mei-

»nem Herzen; denn ich fühle ihren Trost. Du hast mein Leben
 »gerettet, o Hydras! du erhältst es noch täglich: diefs ist grofs-
 »müthig; du hast mein Herz geändert: diefs, diefs ist die gröfste
 »deiner Wohlthaten. Niemals war ich in meiner Herrlichkeit so
 »glücklich, als auf diesem Sterbebette. Gelassen und freudig er-
 »warte ich nun den Tod, dem ich ehemals nicht anders, als mit
 »Entsetzen entgegen sah. Dank dir, o Himmel! dafs du mir vor
 »meinem Ende noch einen so erhabenen Zeugen der Tugend
 »meines Freundes zugeschicket: das einzige Glück, welches mir
 »seine Grofsmuth zu wünschen übrig liefs. »

So sprach Öbar. Öfters hatten meine Ausrufe und Thränen,
 öfters hatte sein Schluchzen und seine Schwachheit ihn unter-
 brochen. Gerührt fiel ich nun auch ihm um den Hals. Er küfste
 mich mit der feurigsten Entzückung. »So ist mir denn noch
 »einmal vergönnt, rief er aus, die ganze Wollust der Tugend zu
 »fühlen! O Hydras! alles, alles dieses kömmt von dir! —»
 Ungeduldig, seine Lobsprüche zu unterbrechen, fragte mich Hy-
 dras nunmehr, was für ein Zufall mich in diesen Winkel der
 Erde geführt habe? Ich erzählte ihnen die Ursache und den
 Endzweck meiner Reise. — Du hast es gefunden, was du su-
 chest, rief Öbar aus, hier ist sie, die gröfste Schönheit, hier ist
 sie! das Herz des Hydras. Führe meinen Wohlthäter deinem
 Vater, führe meinem guten Könige seinen weisen, seinen ge-
 treuen Diener zu, damit seine siegreiche Tugend zum Troste,
 zum Unterrichte, zum Glücke seiner Mitbürger noch einmal in
 ihrem ganzen Glanze erscheine. Gieb ihm Gelegenheit das Un-
 recht seines Vaters und meine Missethat zu ersetzen. — Lange

weigerte sich Hydras, einen Freund zu verlassen, welchem er den Rest seiner Tage gewidmet zu haben schwur. Aber kurz darauf starb Öbar ruhig und sanft in den Armen des Hydras, und eine Bitte um den Segen des Himmels für ihn waren seine letzten Worte.

Hier endigte der Prinz seine Erzählung. Von neuem brach der König in die zärtlichsten Liebkosungen aus. Gedankt sei es euch, ihr Götter! sprach er, daß ihr meine Regierung durch ein Beispiel so großer Tugend verherrlicht habt. Weinend standen die jüngern Prinzen da. Der Sieg ist sein, riefen sie aus, der Sieg ist sein! Die Freunde des Königs, welche die Ehrfurcht bisher zurückgehalten hatte, fielen dem Hydras nun alle um den Hals und auf die Hände. Mit feuchten Augen küßten sie ihn. Der eine hieß ihn seinen Bruder, der andere seinen Vater. Jeder wußte eine Ursache zu finden, warum seine Rückkunft ihm eine größere Freude, als den übrigen, verursachte. Die Königin eilte, sobald sie die Nachricht erfuhr, ihm zuvorzukommen. Sie lief ihm mit offenen Armen entgegen. Ihre Vermählung mit dem Könige war sein Werk gewesen. Sie küßte wechselsweise ihn und ihren Sohn. Das Vergnügen des Volkes brach in einen lärmenden Jubel aus: Wo ist er, der alte Vater des Landes? wo ist er, der Redliche, unter welchem unser Glück grünte? Der König befahl, ihn in einem prächtigen Kleide mit großem Gepränge durch die Straßen der Stadt zu führen. Hinweg mit diesem elenden Staate! rief das Volk; in seinem schlechten Kittel wollen wir ihn sehen. In diesem ist er uns weit ehrwürdiger, als unter Gold und Seide. Der König erfüllte das Verlangen des Volkes.

Von

Von so vielen Seelen die Strassen wimmelten, so viele Segenssprüche ertönten. Dieser erzählte, daß er seinen Vater wider die Ungerechtigkeit eines mächtigen Nachbarn beschützt habe; jener, daß er ihn als einen Waisen aufgenommen und versorgt. Freudenthränen flossen durch die ganze Stadt. Mädchen und Knaben eiferten um die Ehre, seinen Weg mit Blumen zu bestreuen. Von den Armen der Mütter lallten die Kinder seinen Namen. Auch viele von den Höflingen überliefsen sich, gleich dem Volke, den süßen Eindrücken der Menschlichkeit, und empfanden mit den übrigen die Macht der Tugend auf nicht ganz verdorbene Herzen. Andere, deren kleine Seelen eine so große Tugend nicht fassen konnten, zweifelten an der Wahrheit der Geschichte, oder suchten andere unedlere Ursachen des Verhaltens des Hydras ausfindig zu machen. Sie fürchteten sogar seine wiederaufkeimende Gewalt. Doch zwang sie die Allgemeinheit des günstigen Urtheiles zur Verstellung, und je geschickter ein jeder im Schmeicheln war, je mehr nahm er den Schein der Entzückung, und die Sprache eines Lobredners an. Aber aus allen Provinzen des Reiches schrien die ehrlichen Unterthanen dem Hydras ihren Segen, und dem ältesten Prinzen den Sieg über seine Brüder zu.

Mir bleibt nichts übrig, meine Söhne! sprach endlich der König, als den allgemeinen und euren eigenen Ausspruch zu bestätigen. Gobryas hat uns eine Gattung des Schönen gewiesen, dessen Anschauen unsere neugierigen Blicke nicht ermüdet, dessen Empfindung nicht einer kleinen Anzahl von Kennern vorbehalten ist, dessen Erforschung die Gränzen unseres Verstandes nicht übersteiget. Er hat es nicht in den Wüsten Arabiens,

nicht bei den stolzen Griechen, nicht bei den eingeschlossenen Priestern Persiens gesucht. Er hat es in seinem Vaterlande, unter uns, in einem, den wir alle lieben, gefunden. Er hat uns seinen Vorzug nicht durch Gründe bewiesen. Es war genug, es uns zu zeigen, um seine ganze Macht vor Augen zu sehen. Denn die Tugend bemeistert sich durch ihre unwiderstehliche Schönheit aller Kräfte unserer Seele. Empfindung, Leidenschaft, Vernunft, alles reißet sie an sich. Sie verbindet alle Eigenschaften des Schönen: das Einfache der Natur, die Ordnung der Kunst, die Überzeugung der Wissenschaft, und leider auch die Seltenheit. Ja, meine Söhne, wenn sich die göttliche Schönheit dem Auge der Menschen unterwerfen wollte, so zweifle ich nicht, sie würde die Gestalt eines Hydras an sich nehmen, sie würde in eine tugendhafte Seele heruntersteigen. Die Tugend ist das Ebenbild der Götter, und ihr edelstes Geschenk; sie ist die Quelle der lebhaftesten Freuden, des reinsten Glückes, sie ist das Glück selber. Und bei wem kann ihre Liebe nützlicher werden, bei wem ist sie nothwendiger, als bei dem Vater eines Landes? — Theile, mein Sohn, von nun an die höchste Gewalt mit mir! und du, Hydras, leuchte du unsern Schritten mit der Fackel deiner Vernunft. Laß die Tugend niemals ungetröstet, niemals ungeehrt von unserm Throne hinweggehen. Hilf sie uns unter dem Schleier ihrer Bescheidenheit entdecken; hilf sie uns in der stillen Einsamkeit aufsuchen, die sie so sehr liebt: denn gern läßt sich der Tugendhafte von demjenigen finden, der ihm gleicht. Ich weiß es, ihr meine übrigen Söhne! mein Urtheil reizet euch nicht zum Neide. Ihr habt es selber ausgesprochen, und

euer Zuruf macht die Wahl des Gobryas fast zu eurer eigenen. Glücklich ist unser Land, wenn ihr durch Eintracht, wie durch das Blut verbunden, euren Verstand und die Kenntnisse, die ihr auf euren Reisen gesammelt, mit ihm auf das Wohl unseres Volkes verwendet; wenn ihr in allen Theilen der so schweren Staatsverwaltung, in allem, was zur Ruhe, zur Aufnahme, zur Ehre des Reiches gehöret, ihn mit eurer Hülfe unterstützt. Aber lernet, o! lernet zugleich, daß keine Wissenschaft dem Menschen anständiger und angemessener ist, als die Lehre von der Tugend; daß die edelste Nachahmung diejenige ist, durch welche die Seele des Menschen dem reinsten Geiste, der Gottheit, ähnlich zu werden trachtet; daß endlich die gesammten Kräfte der Natur nichts schöneres, nichts erhabneres, nichts liebenswürdiges hervorbringen können, als einen tugendhaften Mann.

7
eines Zunft macht die Wahl des Gekochten, das ein jeder
Glückseligkeit ist, wenn die durch die Tugend, die in
das Blut vorhanden, einen Zustand und die Gesundheit, die in
auf einen Reizen gesammelt, mit ihm ist das Wohl eines
Volkes verwandt; wenn ihr in allen Theilen der so erweisen
Gesamtheit, in einem, was zur Sache, zur Tugend, zur
Ehre des Reiches gehört, ihr mit einer Hülle umgeben, Aber
hinter, ob keine, das keine Wissenschaft, dem Menschen
ausreichend und angemessen ist, als die Lehre von der Tugend,
dass die edelste Nachahmung diejenige ist, durch welche die
Seele des Menschen dem reinen Geiste, der Gottheit, ähnlich
zu werden trachtet; dass endlich die gesammten Kräfte der Natur
ein edles, schönes, nicht erhabenes, nicht liebendes, nicht
besorgendes können, als einen tugendhaften Mann.

AN DEN FÜRSTEN

DRMETRIUS MICHAJLOWITSCH GALITZIN

II.

I D Ä A,

ODER

MÄNNLICHE UND WEIBLICHE TUGEND.

EINE

HISTORISCHE NOVELLE.

Bienay.

II

I D Ä A

ODER

MÄNNLICHE UND WEIBLICHE TUGEND.

EINE

HISTORISCHE NOVELLE.

AN DEN FÜRSTEN

DEMETRIUS MICHAILOWITSCH GALITZIN.

Sie waren mein erster Gönner und Wohlthäter, und sind es seit dreissig Jahren beständig geblieben. Lange wünschte ich dieses dankbare Geständniss Ihnen öffentlich und dauerhaft abzulegen. In meinem engen Wirkungskreise kann ich diess allein dadurch erhalten, wenn ich diese meine Erklärung mit einem Werkchen verbinde, welchem ich zwar freilich keine lange Dauer, noch grosse Achtung versprechen, aber doch wenigstens einige Publicität verschaffen kann. Zwei Jahre lang bin ich der Zeuge Ihres Privatlebens gewesen, und finde, dass ich die Schilderung eines Nasika niemanden besser zueignen kann, als Ihnen. Das Lob, das Sie als Staatsmann verdienen, überlasse ich Andern.

Der Titel dieses Werkchens bereitet den Leser schon darauf vor, dass ich der Geschichte, doch nur da, untreu gewesen bin, wo es mein moralischer Endzweck erforderte.

Nicolay.

AN DEN FÜRSTEN

DEMETRIUS MICHAILOVITSCH GALTZIN

Sie waren mein erster Gönner und Wohltäter, und
seit dreißig Jahren beständig geliebt. Lange
wünschte ich dieses dankbare Gesandnis Ihnen öffentlich
und dauerhaft einzulegen. In meinem engen Wirkungs-
kreise kann ich dies allein dadurch erhalten, wenn ich
diese meine Erklärung mit einem Werkchen verbinde,
welchem ich zwar freilich keine lange Lebensdauer, noch große
Achtung verspreche, aber doch wenigstens einige Fühler
für verschaffen kann. Zwei Jahre lang bin ich der Zeuge
Ihres Privatlebens gewesen, und finde, daß ich die Schil-
derung eines Nasika niemanden besser anzeigen kann,
als Ihnen. Das Lob, das Sie als Staatsmann verdienen,
überlasse ich Andern.

Der Titel dieses Werkchens bereitet den Leser schon
hinlänglich vor, daß ich der Geschichte, doch nur der ersten
gewesen bin, wo es mein moralischer Endzweck erfor-
derte.

Nicolay

Schon lief unter dem Konsulate des Publius Kornelius Scipio und des Publius Licinius Krassus, welcher zugleich Oberpriester war, das vierzehnte Jahr des zweiten Punischen Krieges. Die ersten und grossen Niederlagen der Römer, beim Trasimenischen See und bei Kannä, waren zwar durch mehrere Siege bereits wieder ersetzt; Hannibal, welcher Rom vom dritten Meilensteine her bedräuet hatte, war nunmehr in das untere Italien zurückgetrieben; die Karthaginienser waren aus Spanien und Sicilien herausgeworfen; die alten Bundesgenossen der Römer in Italien, welche das Glück des Hannibal eine Zeitlang ihm nachgerissen hatte, waren meistens der nun überwiegenden Beständigkeit der Römer wieder zugefallen, und König Philipp von Macedonien, welcher den Karthaginiensern seine Hülfe versprochen hatte, fand sich in seinem eigenen Lande sowohl von den Römern, als den Ätoliern und dem Pergamenischen Könige Attalus, ihren Freunden, so beschäftigt und aufgehalten, dafs man von seiner Seite keinen Zuwachs für die Punische Macht zu befürchten hatte. Dennoch gab es verschiedene Betrachtungen und Vorfälle, welche Rom sowohl aufs neue beängstigten, als auch wirklich in die tiefste Trauer versetzten. Noch immer war doch Hanni-

bal, ob er gleich nur die äußersten Gefilde der Bruttier behauptete, in Italien, im Römischen Gebiete, noch immer nah für einen Hannibal. Und obgleich der Versuch seines Bruders, ihm ein neues Heer aus Spanien zuzuführen, durch die Eile und die Tapferkeit des Kajus Klaudius Nero vereitelt worden war, so wußte man doch nun eigentlich, daß Mago, ein anderer Punischer Feldherr, unabgeschreckt durch die Niederlage und den Tod seines Vorgängers, in gleicher Absicht und mit nicht minderer Macht bereits wieder in der Gegend von Genua angekommen war: eine Nachricht, welche die Greise, die Kinder und Weiber in Rom (denn fast alle kriegerische Mannschaft war in die verschiedenen Heere zerstreut) mit Angst und Schrecken erfüllte. Hierzu kam noch die ansteckende Krankheit, welche im Heere des Licinius wütete, und täglich mehr Jünglinge und Männer auffraß, als die Waffen Hannibals, welchem der Konsul gegenüber stand, hinweggemähet haben würden, wenn nicht das nehmliche Übel sich auch in seinem Heere geäußert hätte. Kein Haus in Rom war ohne Trauer, und das Leid war desto größer, weil die Söhne, die Gatten, die Väter, ohne Nutzen für das Vaterland, ohne den Ruhm gefochten zu haben, dahin fielen. Was endlich die Bestürzung aufs höchste trieb, war, außer vielen andern Zeichen und Wundern, welche die Römische Leichtgläubigkeit nie begieriger als in so schweren Zeiten auffing, der Gräuel des im Tempel der Vesta erloschenen Feuers, und der, allen Anzeigen nach, befleckten Hüterinn desselben, der Vestalinn Klaudia. Um Mitternacht hatten die Vorbeigehenden einen aus dem Tempel entspringenden Jüngling wahrgenommen; sie hatten zu-

gleich die im Innern des Tempels fehlende Helle bemerkt, waren eingedrungen, und hatten die von Wollust noch berauschte Priesterinn (so urtheilten sie) in größter Unordnung neben dem entheiligten Altare liegend gefunden. Bei der Abwesenheit des Oberpriesters unternahm die ganze übrige Priesterschaft die Untersuchung des Verbrechens. Menschlicher Kurzsicht gemäß, welche oft die unter sich entferntesten Dinge verbindet, die nächsten trennet, sah man diesen Vorfall nicht als ein einzelnes Unglück, sondern als die Quelle aller andern an, und setzte den leicht zu begreifenden Zorn einer beleidigten Göttinn an die Stelle des unergründlichen Zusammenhanges der Dinge. Man ermangelte nicht in dieser so beängstigenden Lage den Decemvirn das Aufschlagen der Sibyllinischen Bücher anzubefehlen, um zu sehen, ob nicht irgend eine Stelle derselben die gegenwärtige Gefahr, und ein Mittel wider sie anzeige. »Der fern geborne Feind« (dies fanden sie) »wird nicht eher das Land Italien verlassen, als bis die Mutter Idäa aus Pessinus nach Rom wird gekommen sein.« Der Senat, als ihm diese Prophezeiung angezeigt wurde, nahm sie mit desto größrer Zuversicht an, weil er sich erinnerte, daß seine Gesandten, welche nach dem Siege über den Asdrubal mit Geschenken für den Apollo nach Delphi geschickt worden waren, von dem Orakel die Versicherung erhalten hatten, es stehe dem Römischen Volke ein weit größrer Sieg bevor, als derjenige gewesen sei, aus dessen Beute man dem Gotte diese Gaben verfertigt habe. Fast für ein noch sichreres Zeichen der nahen Befreiung Italiens hielt man den festen Muth, mit welchem Scipio begehrt hatte, man möchte ihm Afrika zu

seiner Provinz anweisen. Um nun bei so vielen Winken die Erfüllung dieser Hoffnung so viel möglich zu beschleunigen, wurde berathschlagt, wie man die Herüberbringung der Göttinn bewerkstelligen könne. Zwar mit keiner der Städte Asiens stand man damals noch im Bunde; aber auch von den Griechen hatte man vor Zeiten, ehe man sich ihnen noch durch Freundschaft genähert hatte, das Bildniß des Äskulap erhalten. Und wenigstens hatte man itzt den König Attalus in Asien zum Freunde, durch dessen Vermittelung man hoffentlich die Überlassung der Göttinn von den Pessinuntiern erlangen konnte. Man fertigte also den Markus Valerius Lävinus, der zweimal Konsul gewesen, und, da er die Heere in Griechenland angeführt hatte, dem Pergamenischen Könige schon bekannt war, nebst einigen andern der angesehensten Männer nach Asien ab, und rüstete fünf der größten damals üblichen Kriegesschiffe aus, um die Gesandten auf eine der Majestät des Römischen Namens anständige Weise einher fahren zu lassen. Dem Lävinus ward aufgetragen vorher bei Delphi zu landen, und das Orakel zu fragen: ob und wie die Sache, die der Senat ihm aufgetragen, zum Vortheile und Nutzen des Römischen Volkes ausgeführet werden könne? »Was
 »ihr sucht,« (soll die Antwort gewesen sein) »werdet ihr durch
 »den König Attalus erhalten; niemals aber wird die Göttinn eure
 »Thore beziehen, wenn nicht der beste eurer Männer und die re-
 »neste eurer Jungfrauen sie empfangen.« So unterrichtet nahm Lävinus seinen Weg nach Pergamus, dessen König ihn nicht nur mit Freundschaft und Ehrfurcht aufnahm, sondern auch selbst die Gesandten nach Pessinus führte, und ihnen die Mutter der Göt-

ter übergab. So nannte die uralte Religion des Landes einen rohen Stein, welchen sie von der Göttinn selbst vorzüglich ausgewählt, geheiligt und bewohnt glaubte. Auch die Priesterinn der Göttinn, welche sich von ihrem Heiligthume nicht trennen wollte, erbot sich es zu begleiten: ein den Gesandten sehr angenehmer Antrag, da sie von ihr den der Göttinn gefälligsten Dienst zu erlernen hofften.

Indessen war das Jahr des Konsulates zu Ende gegangen, und da man weder den Scipio aus Sicilien, noch den Licinius aus dem untern Italien abrufen wollte, so ernannte dieser den Quintus Cäcilius Metellus zum Diktator für die Komitien, auf welchen Markus Kornelius Cethegus, und Publius Sempronius Tuditanus zu Konsuln erwählt, die beiden vorjährigen aber bei ihren Provinzen und Heeren gelassen wurden. Bald darauf kam Markus Valerius Falto, einer der Gefährten des Lavinus in Rom an, und brachte die vorläufige Nachricht von der Antwort des Orakels und der nahen Ankunft der Göttinn. Dem Senate schien es nothwendig, vor allem die Stadt von jenem Gräuel zu reinigen, und das Verbrechen der Vestalinn nicht länger ungestraft zu lassen. Die klaren und unerbittlichen Gesetze droheten ihr mit der Vergrabung bei lebendigem Leibe. Aber die Priester, welche noch mit der Untersuchung der Thatsache beschäftigt waren, deren Umstände ihnen sehr zweifelhaft schienen, hatten noch keinen endlichen Bericht an den Oberpriester abgefertigt.

Alle Götter und Göttinnen (so hatte Klaudia vor der Versammlung gesprochen) seien mir Zeugen, daß ich euch nichts als die reine Wahrheit melden werde! Blühend an Jahren und

gutem Rufe wurde ich von meinem Vater Klaudius Quintus an den alten Lucius Matho versprochen, dessen Häßlichkeit, Geiz, rohe Sitten und harte Gemüthsart mir ihn verhaßt gemacht haben würden, wenn ich auch nicht schon von der Schönheit, dem einnehmenden Wesen, und der heftigen Liebe des jungen Kanti-
 lius gerührt gewesen wäre. Mein Vater, der unsere Neigung hatte entstehen und wachsen sehen, würde sie auch durch seinen Beifall gekrönt haben, wenn ihn nicht der unvermuthete Antrag des reichen Alten, und die Hoffnung mich prächtiger zu versorgen, plötzlich geändert hätten. Alles, was kindliche Liebe, bedrohte Neigung, Unschuld und Treue zärtliches und rührendes haben, bot ich auf, das Gemüth meines Vaters zu bewegen, und bei seinem hartnäckigen Weigern hatte ich auf der andern Seite aller meiner Tugend vonnöthen, um den raschen Vorschlägen eines allzufeurigen Jünglinges (der einzige Fehler, den ich an ihm erkannt hatte) zu widerstehen. Bestürmt von so entgegengesetzten Pflichten und Wünschen, auf beiden Seiten Vorwurf oder Schwäche befürchtend, sah ich endlich keinen Weg zur Rettung mehr vor mir, als mich beiden Verfolgungen zu entreißen, und in die hülfreichen Arme der Göttinn Vesta zu werfen. Ich brachte ihr ein Herz dar, welches freilich die Macht der allgewaltigen Liebe gefühlt hatte, aber in welchem nie der mindeste Gedanke von unreiner Lust aufgestiegen war. Ich prüfte mich, ich fand mich der Ehre ihres heiligen Dienstes würdig, und begehrte förmlich meine Aufnahme; und so sonderbar schienen Allen die Umstände des Vorfalles, daß ich außer Ordnung in die so eben erledigte Stelle einer Priesterinn einzutreten berechtigt

wurde. Kaum war ein Monat vergangen, als ich bei einem Opferfeste den jungen Kantilius in priesterlicher Kleidung und Verrichtung erblickte, in seinen schmachtenden und sehnsvollen Augen aber leicht lesen konnte, welchem Gotte er heimlich sein Opfer darbrächte. Schrecken und Freude ergriffen zugleich mein Herz bei dem Anblicke; aber den ersten zerstreute die Sicherheit meines Aufenthaltes, und ich fand nichts tadelhaftes in meinem Vergnügen über die sinnreiche Erfindung des edlen Jünglings, sich mir doch zuweilen, wiewohl nur von fernher, nahen zu können. Ich will euch nichts verhehlen, meine Richter! nicht den innersten Gedanken meiner Seele. Mir schmeichelte seine fortdaurende Liebe, die nun nicht mehr anders als bescheiden und unschuldig sein konnte. Es stieg sogar eine dunkle Hoffnung in mir auf, er werde sie während der ganzen Zeit meines Gelübdes fortsetzen, und mir endlich, zwar freilich erst in den reifen Jahren, in denen die Vestalinnen ihre Freiheit wieder erlangen, Gelegenheit geben, diesen höchsten Beweis reiner und erhabener Liebe zu belohnen. Hat er mehr als dieses in den Blicken gelesen, mit welchen ich die seinigen erwiderte, so war es ein Mißverständnis, an welchem ich keinen Antheil hatte. Nie hätte ich mich wenigstens des frevelhaften Unternehmens versehen, zu welchem er sich berechtigt glaubte, und welches nun die Ursache meines anscheinenden Verbrechens ist. Mich traf die Reihe im Tempel zu wachen und das ewige Feuer auf dem Heerde der Göttinn zu nähren. Es war Mitternacht. Ich saß an den Altar gelehnt, um den Schein der Flamme auf die Rolle der Hymnen zu empfangen, die an gewissen Tagen ihr zu Ehre

gesungen werden. Ein unvermuthetes Geräusch rifs meine Augen von den Liedern ab, und siehe da, der junge Priester lag zu meinen Füßen. Er hatte sich zur Zeit der Dämmerung in den Tempel geschlichen, und hinter das Bild der Göttinn verborgen. Zorn und Schrecken waren meine ersten Empfindungen und Ausdrücke. Er suchte sie mit den heiligsten Betheurungen der reinsten Absicht und der zärtlichsten Liebe zu besänftigen. Ich führte ihm die Gefahr zu Gemüthe, welcher er uns beide durch seine Unklugheit aussetzte, wiederholte hartnäckig die Weigerung ihn weiter anzuhören, und das Verbot jemals wieder eine so frevelhafte Erscheinung zu wagen. Umsonst. Endlich rückte er mit dem Geständnisse heraus, daß er gekommen sei, mich meinem gezwungenen Dienste, der ohnehin der Göttinn nicht angenehm sein könne, zu entreißen, und nach irgend einer Gegend zu führen, wo weiter kein Vater, kein Nebenbuhler und keine Göttinn unsere Liebe stören werde. Alles, (sprach er, meine Hand ergreifend) alles ist zur Flucht bereit, alles sicher. Komm und erfülle die ältern, die heiligern, die unwiderruflichen Gelübde unserer Herzen. Mit aller Würde einer Priesterinn und einer beleidigten Jungfrau rifs ich meine Hand aus der seinigen, und mischte nun Abscheu und Drohung zu meiner Weigerung. Aber anstatt seine Kühnheit niederzuschlagen, fachte ich dadurch seine Hitze nur zu größerer Verwegenheit an. Vorwürfe der Falschheit, Betheurungen sein Vorhaben dennoch durchzusetzen, Drohungen vor meinen Füßen, im Tempel der Vesta, durch den Dolch zu sterben, den er unter seinem Gewande hervorriß, bestürmten meine geängstete Seele. Mit Thränen bat ich ihn sein

wildes Feuer zu mäfsigen, und bei der Göttinn, deren Altar ich umfafste, schwur ich ihm zwar die wahreste Liebe, aber auch die strengste Erfüllung meiner Pflichten. Elendes Gemisch widersprechender Dinge! rief er aus. Zur Strenge Kraft und Muth, zur Liebe leere Worte. — Was anders kann, was darf ich dir geben? — Beweise! That! — Frevler! wer bin ich? wo sind wir? — Mit offenen Armen, mit glühenden Augen stürzte er hier auf mich los. Dafs ich geschrien, dafs ich gekämpft habe, dafs ich hingesunken, das weifs ich, dessen erinnere ich mich. Aber eine finstere Lücke ist in meinem Bewusstsein von diesem Augenblicke an bis zu dem schauervollen Erwachen, da ich mich im Kerker, und eben der Verbrechen angeklagt sah, deren Vermeidung mich in dieses Unglück gestürzt hatte, und deren Schein mir nun, ich will nicht sagen das Leben, (welches mir verhaßt ist) sondern, was ich ihm weit vorziehe, Ruf und Ehre kosten soll. Hier, meine Richter! habt ihr das wahre Geständnis meiner innersten Gedanken, meiner geheimsten Gefühle, meiner Schwachheit und meines Kampfes, meines Sieges und meines Unglücks. Mein Leben, meine Ehre sind in eurer Hand. Aber hütet euch, o hütet euch! die Göttinn, die ihr durch die Hinrichtung einer Unwürdigen zu versöhnen denket, durch den Mord einer Unschuldigen noch mehr zu erzürnen.

Bei so zweideutigen Umständen hatte das Gericht bisher nur Beweise gesammelt. Der vorgerufene Vater hatte alles bestätigt, was Klaudia von dem ihr gedroheten Zwange, und von ihrer züchtigen Aufführung als Jungfrau in seinem Hause ausgesagt hatte. Die Vestalinnen hatten sich erinnert ihr Schreien im

Tempel gehört zu haben. Aber Kantilius war entflohen, der Hauptzeuge ihrer Unschuld. Da nun itzt der Befehl des Senates das Urtheil zu fällen an die Versammlung gelangte, so schien es ihr, bei den Umständen, welche diesen Befehl verursacht hatten, sicherer, zu viel, als zu wenig zu thun. Die stummen Zeugen: das erloschene Feuer, der entsprungene Jüngling, die verschobenen Kleider, überwogen die unzuverlässige Erzählung der Klaudia, die man für eine von einem bangen Mädchen zu ihrer Rettung ersonnene Geschichte hielt, und verurtheilte sie zum Tode. Muthig verwarf sie das Urtheil, als nicht von ihrem eigentlichen Richter gesprochen. Der Senat konnte diese Berufung auf den gesetzmäßigen Richter in einem freien Staate nicht anders als billigen, und befahl die Meinung des Oberpriesters abzuwarten, dessen Gegenwart ohnehin zu dem Empfange der Göttinn Idäa nothwendig schien.

Von dieser traurigen Berathschlagung gingen die Väter Roms zu jener angenehmern über, zu der Bestimmung der beiden Personen, welche die Göttinn bei ihrem Einzuge empfangen sollten. Mit Recht sahen sie zwar eine heftige Begierde aller, und eine nicht geringe Schwierigkeit der Wahl vorher: aber selbst diese Verlegenheit, unter so vielen Guten den Besten, und unter so vielen Keuschen die Reinsten auszuheben, schien ihnen ein Umstand, über welchen sie dem Vaterlande wirklich Glück zu wünschen hatten. Das Volk, welches häufig den Tempel der Tugend umgab, in welchem die Väter gleich itzt versammelt waren, nannte laut und foderte sogar mit einigem Ungestüm seinen damaligen Günstling, den Publius Kornelius Scipio, welcher, wie

man gesagt, als Prokonsul in Sicilien mit dem größten Verlangen den Küsten von Afrika entgegen sah, die ihm mit der Zeit einen so glänzenden und ewigen Beinamen geben sollten. Aber itzt unterhielt man sich nicht von seinen kriegerischen Verdiensten, sondern von seinen häuslichen und friedsamten Tugenden, in welchen er, so wie in jenen, alle seine Mitbürger übertreffen sollte. Man erhob seine kindliche Liebe, welche ihn, dem gemeinen Wesen zum Betsen, zuerst zum Helden gemacht, da er den Tod seines Vaters und Oheims an den Spaniern und Karthaginiensern zu rächen hatte; seine Menschenliebe und Treue, mit denen er dem Vaterlande noch mehr Völker, als mit dem Schwerte, gewonnen; seine Freundlichkeit, seine Herablassung, seine Sorgfalt für jede Bedürfnis der Heere, von welchen er als ein Vater geliebet werde; seine Mäßigung im Zorne, da er die aufrührischen Legionen durch bloße Worte, durch Strafe der Wenigsten, zur Reue und zu einem so eifrigen Gehorsam zurückgeführt habe, als sie das Andenken eines Fehltrittes zu vertilgen hatten; endlich seine noch größere Mäßigung in der Wollust, als er, Herr der schönsten gefangenen Spanierinn, über die ihm alles erlaubt war, sobald er gehört hatte, daß sie die Braut des vornehmen Celtiberiers Allucius war, die Eltern und den Bräutigam zu sich berufen, und, selbst Jüngling, sie dem Jünglinge so rein und unbefleckt übergeben habe, als sie es unter den Augen ihrer eigenen Verwandten hätte bleiben können. Ein Beispiel der Enthaltbarkeit, welches wahrlich noch in den spätesten Zeiten berühmt bleiben, und selbst Rom überleben werde. [In dem einzigen Scipio, sagten sie, haben wir beides: die höchste Tugend des Man-

nes und die jungfräulichste Keuschheit.] Laßt ihn auf einige Tage Sicilien einem Legaten übergeben. Der Dienst, den er dem Vaterlande durch den Empfang der Göttinn zu leisten hat, ist wichtiger als irgend ein Sieg, wenn er ihn auch vollkommen, selbst über den Hannibal, erhielt. Die laute Stimme des Volkes erscholl bis in das Innere des Tempels, und die Väter, außer der Achtung, welche sie in diesem Falle dem allgemeinen Verlangen schuldig zu sein glaubten, waren auch meistens der nehmlichen Meinung. Aber ihrer gewöhnlichen Klugheit gemäß, und um allem Neide vorzubeugen, welcher sich eben unter den trefflichsten Männern, bei denen er für das Vaterland am gefährlichsten ist, entspinnen könnte, beschlossen sie, nicht den einzigen Kornelius, sondern vier der edelsten Männer der Göttinn entgegen zu schicken. Denn (so sprach Markus Marcius) bei dieser unserer allgemeinen Bestrebung nach Tugend, bei diesen so gleichen Rechten Aller in unserm glücklichen Staate, ja selbst bei dieser so edlen Bescheidenheit der trefflichsten Männer, von welcher wir im Laufe dieses Krieges so herrliche Proben gesehen, ist es ohne Zweifel der erlaubteste, der billigste Ehrgeiz aller, zu diesem heiligen Geschäfte ernannt, und durch ein Urtheil des Rathes und des Volkes mit dem Namen des Besten gezieret zu werden. Gebt der Welt und der Nachwelt das herrliche Schauspiel einer großen, einer mächtigen Stadt, in welcher es unmöglich war, einen einzigen Guten allen andern vorzusetzen; in welcher es schon viel war, sich auf so wenige einzuschränken, und in welcher jeder der übrigen die fünfte Stelle verdienet hätte, wenn sie offen gestanden hätte. Der Göttinn selbst aber

überlaßt das Urtheil, welchen der ihr angebotenen gleich Guten sie der Ehre ihres Empfanges würdigen wolle. Auch wäre mein Rath das nehmliche in Ansehung der Jungfrauen zu beobachten. Denn außer dem, daß ein Urtheil über verborgene Tugend, die sich nur im Schatten des väterlichen Hauses äußert, noch schwerer zu bestimmen ist, als über jene, die im vollen Lichte und vor den Augen des Volkes aufgestellt ist, so hat sich, den Göttern sei es gedankt, in unsern Mauern noch immer eine sorgfältige Zucht erhalten, daß es uns, auch bei der genauesten Kenntniß aller Schritte unserer Töchter, dennoch eben so schwer fallen sollte, die keuscheste unter ihnen, als den besten unter uns zu ernennen.

Ohne einzeln zu stimmen, traten die Väter haufenweise auf die Seite des Prätors. Noch wurde die Klausel hinzugesetzt, daß man unter den biedersten Männern diejenigen vorziehen wolle, die sich durch irgend eine glänzende That besonders ausgezeichnet, oder, bei gleichen Privattugenden, um das Vaterland am meisten verdient gemacht haben. So wurde der Menge der stillern Guten die Ausschließung versüßt und leichter gemacht. In Ansehung der Jungfrauen wurde verabredet, daß man, außer der ältesten der Vestalinnen, welche gleichsam ein angebornes Recht auf diese Ehre habe, noch drei andere aus den angesehensten Familien durch das Loos bestimmen wolle. Die vornehmsten Matronen wurden also mit ihren Töchtern auf den folgenden Tag nach dem Tempel der Juno beschieden, wohin auch der Senat angesagt wurde. Itzt aber schritt man zur Ernennung der Männer. Sie fiel erstlich auf den Scipio, dessen Verdienste das Volk

schon weitläufig genug hererzählt hatte, und dessen Wahl auch hier mehr durch Zuruf, als durch Stimmensammlung geschah. Die nächste nach ihm traf den Quintus Fabius Maximus, welcher im Senate gegenwärtig war, und auf den, als auf den festen, klugen, edlen, und bei allen Widersprüchen so beständigen und geduldigen Retter des Vaterlandes, gleich von Anfang her die Augen Vieler gerichtet gewesen waren. Er dankte den Vätern für ihre gute Meinung von ihm, und äußerte den bescheidenen Zweifel, unter die Ersten der Guten zu gehören. Als er um seine Meinung über den dritten des Ausschusses gefragt wurde, nannte er zum Erstaunen der ganzen Versammlung den Markus Minucius Rufus, eben denjenigen, von welchem er, als er ihn unter seiner Diktatur zum Feldherrn der Reiterei ernannt hatte, den meisten Tadel seines Zauderns, die meisten heimlichen und öffentlichen Anklagen, den meisten Widerstand und Ungehorsam erfahren hatte. Fabius, als er das Lächeln der Väter wahrnahm, erhob sich und sprach also:

„Ist irgend Einer unter euch, welcher sich rühmen könne, nie gefehlt zu haben, der trete auf, und ich setze ihn sogleich nicht nur diesem Minucius, sondern auch mir, und selbst dem Cornelius Scipio vor. Aber bei dieser Schwachheit menschlicher Tugend ist wahrlich eine der herrlichsten Äußerungen ihrer Kräfte, Erkenntniß seines Fehlers, und großmüthiger Ersatz desselben. Nicht aus Neid oder Bosheit arbeitete mir Minucius entgegen, sonst müßte ganz Rom der nehmlichen Laster schuldig sein, weil es ihn wider mich unterstützte. Unerfahrenheit und Irrthum verblendete euch alle, ihm, einem einzigen Jünglinge, noch ver-

geblicher, als einem ganzen Volke. Ihr waret es, die, was zuvor nie gehöret worden war, den zweiten dem ersten, den Feldherrn der Reiterei dem Diktator gleich machtet, Gewalt und Heere unter uns theiltet. Schweigend ertrug ich diesen Schimpf, verhielt mich, wie zuvor, still, wachsam, und sparsam mit Gefechten, außer wenn ich sichern Vortheil erblickte. Minucius, wie ich es vorhergesehen hatte, überliefs sich seiner Hitze, und stürzte sich, sobald er dazu Gelegenheit fand, dem Feinde entgegen. Aber, was ich nicht weniger vorhergesehen hatte, er unterlag dem listigen Hannibal; seine Leute wichen, und er hätte den Tag durch eine neue Niederlage und Schande der Römer bezeichnet, wenn ich ihm nicht schleunig mit meinem ganzen Heere zu Hülfe geeilet, und ihn dem eindringenden Feinde entrissen hätte. Bisher, versammelte Väter! sahet ihr nur den Fehler des Minucius, itzt aber zeigt er sich in einer Gröfse, über die ich selbst noch täglich erstaune. Kaum war er in sein Lager zurückgekehret, so berief er die Seinigen um sich her. Der erste Ruhm (fing er an) gehöret demjenigen, der in jedem Vorfalle den besten Rath zu ersinnen weifs; der zweite dem, der den guten Rath eines andern am besten auszuführen fähig ist. Wer weder selbst zu rathen, noch dem Klügern zu gehorchen verstehet, der ist jedes Ruhmes unwürdig. Wir, denen die Götter die Gabe des Rathes und der Erfindung verweigert haben, wir wollen uns an das zweite Loos, an das mittlere halten, und bis wir selbst befehlen lernen, dem Weisern zu folgen bereit sein. Laßt uns mit unserm Lager wieder zu dem Lager des Fabius stoßen, dem ich mich als ein Sohn unterwerfen werde. Ihr aber begrüßet als eure Beschützer die-

jenigen, deren Waffen und Hände euch gerettet haben. So bringe uns dieser Tag, an dem wir den Ruhm des Sieges verfehlet haben, wenigstens den Ruhm der Dankbarkeit! — So gleich erging das Zeichen und der Befehl das Gepäck zu sammeln. In stillen und geschlossenen Reihen kamen sie herangezogen, pflanzten ihre Zeichen vor meinem Richtstuhle in die Erde, und Minucius, der an ihrer Spitze einhergegangen war, redete mich also an: Meinen Eltern danke ich das Leben, o Fabius! dir meine Rettung, und das Heil dieser aller. Vergönne mir also auch dir den Vaternamen beizulegen, den höchsten, den die Dankbarkeit ersinnen kann. Ich entsage dem Volksschlusse, welcher mich mehr gedrückt, als geehret hat, und, was dir, mir und allen diesen, den Rettern sowohl als den Geretteten, gut und glücklich sei! dir gebe ich diese Zeichen und Legionen zurücke. Begnüge dich mit meiner Unterwerfung, und gestatte mir mein voriges Amt, und jedem der Meinigen seine Stelle unter dir zu behalten. Mit hingereichter Rechten und hoch klopfendem Herzen empfing und küßte ich ihn väterlich. Ja, ich gestehe es euch, ich steckte die Hand in meinen Busen, und fand mich nicht sicher, in gleichem Falle gleich großmüthig zu handeln. Auch unsere Leute umarmten sich unter einander als Brüder, die meinigen luden die ankommenden, bekannte und unbekannte, zu ihren Tischen, und der vor kurzem so traurige und fast verderbliche Tag endigte sich nunmehr in Fröhlichkeit und Liebe.

Auch nur die Wiedererzählung einer schon alten und bekannten Sache bewegte die ernstesten Senatoren aufs neue fast bis zur Thräne, und alle stimmten zur Ernennung des Minucius.

Titus

Titus Manlius Torquatus aber, ein Mann von alter Sitte und Würde, als er um seine Meinung befragt wurde, brach in folgende Rede aus: Ich erwartete es nicht, versammelte Väter! bei einer solchen Berathschlagung, als die heutige ist, von euch vergessen, noch weniger einem Minucius nachgesetzt zu werden, dessen ganzes Verdienst in einer Reue bestehet, welcher ich, Dank sei es den Göttern! niemals nöthig haben werde, da ich der Fehltritte, welche sie voraussetzt, unfähig bin. Es ist, wie ich höre, eine alte Meinung der Griechischen Weltweisen, die Tugend sei eine Einheit, die sich nicht theilen, nicht stückweise üben oder versäumen lasse. Mich überzeugt mein eigenes Gefühl und Nachdenken, diese einzige Tugend lasse sich in allen ihren Zweigen und Abtheilungen auf einen einzigen Grundsatz zurücke führen, auf eine strenge und genaue Beobachtung dessen, was wir jedem und uns jeder schuldig ist, mit einem Worte, der Gerechtigkeit. Diese, deren Sitz und Schule gleichsam mein Geschlecht von jeher gewesen ist, habe ich mir noch insbesondere zum beständigen Zwecke meines Lebens genommen, und mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, nie wider sie verstoßen zu haben. Haltet also nicht für Unverschämtheit, was nur edle Zuversicht in meine Sitten, nur Gerechtigkeit ist, die ich mir selber eben so schuldig bin, als jedem andern. Verarget ihrs doch denen nicht, welche Ämter suchen, wenn sie euch ihre Verdienste vorerzählen, wie viel weniger mir, der ich mich um keine Gewalt, um keine Gelegenheit mich zu bereichern bewerbe, sondern nur einen Vorzug begehre, den ich zu verdienen weiß. Glänzender und auffallender kann die Gerechtigkeit durch die Um-

stände werden, aber im Grunde ist sie immer dieselbe. Großmuth nennet ihr die That eures Scipio. Und was war sie anders, als Enthaltung von dem Eigenthume eines Andern? Duldung nennet ihr das Betragen des Fabius; und was war es anders, als das Nachgeben, das jeder Bürger in jedem freien Staate der Mehrheit der Stimmen schuldig ist? Die Gerechtigkeit äussert sich bald durch Gestattung, bald durch Weigerung. Jene gewinnt dadurch den Schein der Wohlthätigkeit, der Gefälligkeit; diese den Schein der Strenge, des Eigensinnes: und dennoch ist es immer die nehmliche Tugend. Von der ersten Gattung waren, glücklicher Weise für sie, die Handlungen des Scipio, des Fabius, und, weil ich ihn doch nennen muß, des Minucius. Unglücklicher Weise für mich, mußten die meisten meiner öffentlichen Handlungen in die zweite Gattung fallen. Manliani- sche Härte schien es euch, als ich vor einigen Jahren auf eben dieser Stelle euch abrieth, diejenigen loszukaufen, welche sich nach der Schlacht bei Kannä, da sie sich noch hätten durchschlagen können, an den Hannibal ergeben hatten, und euch wies, wie verderblich es sei, dem Krieger es merken zu lassen, daß er durch Geld wieder erwerben kann, was er durch Trägheit und Feigheit verloren hat. Wollten die Götter, diese nehmlichen Krieger hätten mir damals Gelegenheit gegeben, anstatt der Strafe ihrer Weichheit, Belohnung ihrer Tapferkeit zu begehren! Wie viel lieber würde ich es gethan, welchen Dank, welches Lob würde ich mir dadurch erworben, und doch immer nach den nehmlichen Grundsätzen der nehmlichen Tugend gehandelt haben! Ihr sehet also, meine Strenge, und die Großmuth des Scipio, des Fabius, des Minucius, sind Handlungen Einer Art,

Bächlein Einer Quelle, Zweige Einer Stammtugend, in welcher ich aber deswegen den Vorzug behauptete, weil ich gewiß versichert bin, daß ihnen ihre Herzen manche Abweichungen vorrücken, da ich hingegen mein Gewissen von jedem Vorwurfe frei erhalten habe.

Ein leises Gemurmel erhob sich im ganzen Senate. Man war von der Sinnesfestigkeit des Manlius wirklich überzeugt, aber man fand sich doch von seiner Rede mehr überwältigt, als eingenommen, und vielmehr wagte man es nicht ihn auszuschließen, als daß man ihn wählte. Doch liefs man auch, alles seines Tadel und seiner Herabwürdigung ungeachtet, die einmal geschehene Ernennung des Minucius bestehen.

So war nun die Zahl der Viere voll, und man fertigte nur noch Boten ab, den Scipio zum Empfange der Göttinn, und den Licinius zur Anordnung des Festes und zum Urtheile über die Vestalinn Klaudia zu berufen.

Des folgenden Morgens erschienen die vornehmsten Matronen mit ihren Töchtern in dem Tempel der Juno. Die Äußerungen ihrer Ehrbegierde waren laut und heftig, und man freute sich des gefassten Entschlusses, die Sache dem Loose zu überlassen. Es traf erstlich eine Lälia, Tochter des Metellus, welcher Syrakus erobert hatte; nach ihr eine Sempronia aus dem Hause der Gracchen, welches weiblicher Würde wegen von je her merkwürdig gewesen war; endlich eine Fulvia, Tochter des Quintus Fulvius, welcher als Konsul die Senatoren des wieder eroberten Kapua mit so unbeweglicher Strenge behandelt hatte. Diese wurden also der ältesten Vestalinn als Gefährtinnen zugegeben.

Ungefähr acht Tage hierauf erschien endlich der so sehnlich erwartete M. Val. Lävinus, und berichtete, daß er mit seiner kleinen Flotte an der Mündung der Tiber angekommen, die Göttinn und ihre Priesterinn in ein kleineres, zum Einzuge prächtig geschmücktes Fahrzeug gebracht habe und mit ihnen bis auf die vierte Meile von Rom den Fluß heraufgefahren sei, wo aber das Fahrzeug nun als eingewurzelt fest stehe. Dem Befehle der Priesterinn zu Folge, solle es nun auf dem einen Ufer von dem besten der Männer, auf dem andern, von der reinsten der Jungfrauen, mit daran befestigten Stricken den Strom hinaufgezogen werden. Beiden werde die Arbeit leicht sein, wenn die Wahl der Göttinn gefalle, unmöglich, wenn sie sie mißbillige.

Hier wurde die Rede des Lävinus durch den lauten Zuruf unterbrochen, mit welchem das vor dem Tempel versammelte Volk die ankommenden Prokonsuln, Scipio und Licinius empfing, und auch im Senate selbst erregte ihr Eintritt ein freudiges Geräusch. Der nächste Tag wurde sogleich zur Einholung der Göttinn angesetzt, und die ganze Ordnung des Zuges bestimmt. Licinius, als er über seine Absicht wegen der Vestalinn Klaudia befragt wurde, glaubte, einen so heiligen und fröhlichen Tag durch kein Todesurtheil trüben zu sollen, und verschob die Entscheidung der Sache. Als nunmehr der Senat auseinander ging, begleitete das Volk seinen Scipio nach dem Hause seines Veters, des jungen Scipio Nasika, von welchem er sich die Bewirthung auf einige Tage ausgebeten hatte, da nach langer Abwesenheit sein eigenes Haus zu seinem Empfange nicht eingerichtet war.

Publius Kornelius Scipio Nasika war ein Sohn des Knejus,

welcher mit seinem Bruder Publius, dem Vater des Prokonsuls, fast zu gleicher Zeit in Spanien gefallen war, Nasika, einige Jahre jünger als sein Vetter, war nicht, wie dieser, in Spanien, bei dem Vater im Lager, im Geräusche der Waffen, sondern zu Hause, im Schooße der Mutter, im Fleiße alles Guten und Schönen auferzogen worden. Dazu kam noch sein sanftes und bescheidenes Wesen, welches ihn bei edler Geburt, vom Ehrgeize, bei großem Vermögen, von Pracht abhielt, und in ein stilles und sparsames Leben einschloß. Sein Alter reichte noch nicht an die Jahre der Quästur. Einigen Feldzügen hatte er, den Pflichten des Bürgers gemäß, in niedern Graden beigewohnt, aber seit einigen Jahren genoß er der Ruhe, die man ihm seiner Vermählung wegen gestattet hatte. Sein Vetter, der Prokonsul, liebte ihn seines biedern Gemüthes wegen, doch sah er von der Höhe des Ruhmes, zu der er selbst sich bereits emporgeschwungen hatte, auf die dunkle Jugend des andern mit dem Gefühle der Übertreffung herab. Ich kann nicht begreifen, fing er zu ihm an, als er sich zu vertraulichem Gespräche mit ihm eingeschlossen hatte; ich kann nicht begreifen, wie du in diesen Jahren der Stärke und Wirksamkeit diese Leere und Unthätigkeit ertragen kannst. Zu ganz einem andern Leben hielt ich mich durch den Namen, den ich trage, und durch die schweren Zeiten verpflichtet, in welche wir gefallen sind. In beiden Beziehungen aber stehest du nicht minder, als ich.

In dieser doppelten Betrachtung habe ich auf einer Seite, sowohl deine als meine Rache an den Heeren, die unsere Väter getödtet hatten, auf das prächtigste vollzogen; auf der andern,

habe ich nicht nur unser Spanien behauptet, sondern auch den Feinden das ihre entrissen, den jungen Masinissa durch Großmuth gewonnen, den alten Syphax in der Treue erhalten, von welcher Karthago ihn ablocken wollte, durch den Lätius schon einen glücklichen Versuch auf Afrika gewagt, Lokri erobert, und den Hannibal zurücke getrieben. Auch siehest du, wie Heere, Volk und Senat wetteifern mir ihre Liebe, ihr Zutrauen, ihre Achtung zu bezeugen. Das Volk, ungeachtet des Widerstandes seiner eigenen Tribunen, ernannte mich bei noch unreifem Alter zum Ädil, und rechnete mir meine Verrichtungen für Jahre an. Als auf den Komitien, welche nach der Niederlage unserer Heere in Spanien zur Ernennung eines neuen Feldherrn gehalten wurden, keiner der erfahrenen Männer, von denen man es erwartete, sich melden wollte, ich aber auftrat, und die Unternehmung für mich begehrte: mit welchem Beifalle, mit welchem Taumel wurde nicht mein Erbieten angenommen? So, daß nicht nur von allen Centurien nicht eine, sondern auch aus keiner Centurie ein einziger Bürger mir seine Stimme versagte. Ein vier und zwanzig jähriger Jüngling fuhr ich als Prätor mit einem Heere und einer Flotte unter meinem Befehle einher. Mit nie gehörter Schnelle stieß man mich bis zum Konsulate hinauf, welches ich durch die Hinüberziehung des Krieges nach Afrika, die gänzliche Befreiung Italiens, die Belagerung und den Sturz des übermüthigen Karthago bezeichnet hätte. Aber woran mich bisher der schüchterne Rath unserer Greise, und die Umstände gehindert haben, das liegt noch fest entschlossen in meinem Herzen, und das hoffe ich in kurzem zu vollziehen. Siehe, Nasika, zur

Theilnehmung an so großen Entwürfen rufe ich dich auf, bereit, dir Ruhm und Fortschritte in der Bahn der Würden zu erleichtern, wenn du nur durch Thätigkeit und edlen Gebrauch deines Reichthumes mich unterstützen willst.

Ich danke dir, Liebster, versetzte ihm Nasika, für deine Gesinnungen gegen mich, und verehere, nicht nur als Verwandter, sondern auch als Bürger, deinen Muth, deine Tugenden und deine hohe Bestimmung. Aber, so wie nicht alle Glieder eines Staates, dem nehmlichen Berufe zu folgen, noch einerlei Geschäfte zu betreiben haben, so haben auch die weisen Götter Gaben und Neigungen verschiedentlich unter sie vertheilet. Hin und wieder, und den Bedürfnissen der Zeiten gemäß, erwecken sie einen Geist, dem deinigen gleich, einen Staat, dessen Wohlfahrt sie sich angelegen sein lassen, vom Verderben zu retten, und wieder zu neuem und größerm Glanze empor zu heben; einen Geist, dem Wirksamkeit Genuß, und Ruhm das höchste aller Güter scheint. Aber wo würde es hinkommen, wenn ein gleicher Sinn alle Bürger eines Staates belebte? wenn alle Römer Scipionen sein wollten? Mich beriefen die Götter zu dem Haufen der Stillen, welche zwar keiner Pflicht, die das Vaterland ihnen auflegen mag, ausweichen, aber auch zu keiner Würde sich hervordringen, keinen Vorzug begehren, noch zu verdienen glauben. Ich schränke meinen Ruhm auf das innere Zeugniß eines Gewissens, und den Beifall einiger Guten ein. So denke ich nicht nur den Namen meines Vaters nicht zu entehren, sondern schmeichle mir noch, meinen Mitbürgern die nützliche Lehre zu geben, daß der Sohn eines großen Mannes seinen Na-

men nicht zu einem Vorrechte machen, noch aus Eigendünkel es wagen müsse, eben diesem Namen Schande, und dem Vaterlande vielleicht Schaden und Verderben zuzufügen. Ich habe meine Gaben und Kräfte geprüft, und trete freiwillig an die Stelle, die ihnen zukömmt. Die Rache des Todes unserer beiden Väter überliefs ich den Göttern, welchen sie zugehört, und welche sie durch dich vollzogen haben. Aber diefs gestehe ich dir, jede andere Unternehmung würde ich, an deiner Stelle, mir lieber gewählt haben, als diejenige, in welcher ich die ohnehin schon erforderliche Härte gegen die Feinde noch mit eigener Rachgier, mit eigenem Hasse zu vermehren und zu schärfen gehabt hätte. Wahr ist es, unzählige Opfer hast du den Gräbern unserer Väter dargebracht; aber fielen nicht die meisten unschuldig an ihrem Tode, und entgingen dir nicht vielleicht gerade ihre wirklichen Mörder? Bei diesen dem Scheine nach so ruhigen Gesinnungen hüte dich dennoch, o Scipio! mich der Trägheit, noch weniger des Geizes zu beschuldigen. Zu Tausenden wirfst du die Feinde des Vaterlandes nieder; ich suche die Wenigen, die mich umgeben, glücklich zu machen, und glaube mir, dieses erfüllet alle Augenblicke meiner Tage. Du bereicherst den öffentlichen Schatz durch prächtige Beute; ich erschöpfe fast den meinigen durch Hülfe, die ich Verwundeten und Beraubten leiste: eine Genugthuung, die ich weit über den Glanz eines unnöthigen Aufwandes setze. Du arbeitest Monate lang, um einen großen Tag durch einen herrlichen Sieg zu bezeichnen; mir fließen sie alle unter gleichem Fleisse und gleicher Genugthuung dahin. Dich vergöttern die Heere; mich liebet mein Haus. Auf dich siehet das
ganze

ganze Rom, wenn Hannibal ihm drohet; auf mich siehet hier und dort ein Einzelner, den das Elend unterdrückt. Du gehst durch lange Reihen von Bewunderern, aber auch von Neidern einher; ich, unbewundert und unbeneidet, fühle nur zuweilen den sanften Händedruck eines Dankbaren oder Redlichen.

Noch redete Nasika, als seine Gattinn mit ihrem jungen Sohne hereintrat, und beide ihm froh und zärtlich um den Hals fielen. Man sah in ihren Augen, wie schwer es ihnen gefallen war, während einer so langen Unterredung von seiner Gesellschaft ausgeschlossen zu sein. Die mäfsige Tafel wurde meist von Freigelassenen, die ihren Herrn doch nicht hatten verlassen wollen, und von wenigen Knechten bedient, die den Freigelassenen gleich behandelt wurden. Der erste unter ihnen raunte den übrigen beim Abtragen jeder Schüssel den Befehl ins Ohr, welchem Armen oder Kranken sie sie zu bringen hatten. Nach geendigtem Mahle erschienen einige vom Lande gekommene Meier, klagten über Mißwachs und Verheerung, und baten um Nachlaß der zu leistenden Pacht. Und wovon werdet ihr selber leben? erwiederte Nasika. In unserer Nachbarschaft, war ihre Antwort, wohnen glücklichere, die der Hagel und die Waffen verschonet haben; von diesen werden wir unsern Unterhalt borgen, bis uns eine bessere Ärnte die Erstattung möglich macht. Und bin ich euch nicht näher als diese Fremden? sprach Nasika lächelnd. Fodert von meinem Verwalter in Tuskulum einen Theil seines diefsjährigen Überflusses, und genießt ihn ohne die Furcht, den Segen des künftigen Jahres schon zum voraus verzehret zu haben. Diese letzten Worte hörte noch der hereintretende

Lucius Villius, und belohnte sie mit einem: Das sieht dir gleich, Nasika! und mit einer recht brünstigen Umarmung. Nach einem kurzen allgemeinen Gespräche zog Scipio den Villius auf die Seite, und fragte ihn, woher denn die große Liebe komme, die er für seinen Vetter zu hegen scheine? Mein Vater, sprach Villius, hinterließ mir ein kleines Landgut bei Präneste, welches an ein größeres, dem Nasika gehöriges, gränzet. Ich glaubte beweisen zu können, daß ein Stückchen meines Landes mir von seinem Pächter entrissen, und zu dem seinigen geschlagen worden. Sein Verwalter behauptete ein uraltes Recht auf diesen Acker zu haben, welches zwar unter seinem nachlässigen Vorgänger geschlafen, er aber nun wieder erweckt und in Übung gebracht habe. Die Sache gelangte vor den Prätor, und wir, jeder von einem Freunde unterstützt, vertheidigten sie selbst vor seinem Richtstuhle. Die Rede des Nasika war kurz und kalt, die meine lang und heftig, und mir entfuhr in der Hitze einige unglimpfliche Worte von Habsucht, von Ungerechtigkeit und Härte. Lächelnd hörte er sie an, ging davon, und verließ die Sache. Aber sein Freund Lälus setzte sie durch, und rügte wider mich noch die neue Klage der Beschimpfung. Ich wurde verurtheilt, nicht nur den bestrittenen Acker zu verlieren, sondern auch noch meinem Gegner Abbitte zu thun. Mit doppelter Bitterkeit im Herzen folgte ich dem Lälus zum Hause des Nasika, und erwartete in seinem Auge den erniedrigenden Trotz eines doppelten Siegers. Aber so wie Lälus mit dem Urtheile des Prätors herausrückte, schien sich die Unzufriedenheit des Nasika der meinen zu nähern. Wer hatte dir aufgetragen, mein Lälus, sprach

endlich Nasika, diesem wackern Manne einige Ausdrücke vorzurücken, die ihm die Gefahr einen Theil seines einzigen Gütchens zu verlieren, und die Überzeugung von seinem Rechte abgedrungen hatte? Ich kenne ihn. Ohne diese Überzeugung würde er niemals die Hülfe des Prätors gesucht haben; mit dieser Überzeugung mußte ihm meine Weigerung wirkliche Habsucht und Härte scheinen. Ich glaube zwar, es mir und den Meinigen schuldig zu sein, mein Eigenthum und meine Rechte zu vertheidigen; aber hier, gestehe ich dir, beruhigt mich selbst das Urtheil des Prätors noch nicht über den Zweifel, den Acker vielleicht unrechtmäßig zu besitzen, auf welchen ein eben so redlicher, aber ein ärmerer als ich, sich zum Anspruche berechtigt geglaubt hat. Nimm ihn hin, den Acker, mein Villius! Alsdann erst sind wir beide überzeugt, du, mir Unrecht gethan, und ich, deine Vorwürfe nicht verdient zu haben. Sei mir künftighin ein gastfreundlicher Nachbar, so gewinne ich noch mehr, als der Prätor mir zugesprochen hat. — Gleich befahl er seinem Verwalter mir das Stückchen Landes zurücke zu geben, und seit diesem unterstützt er mich bald mit Vorschusse, bald leitet er mich durch seinen Rath und tiefere Kenntnisse in der Landwirthschaft so glücklich, daß ich bereits den Ertrag meines Gütchens verdoppelt genieße.

So häufige Proben der Wohlthätigkeit in so kurzem Zeitraum, immer gleichsam eine die andere schlagend, betäubten und beschämten fast bei allem seinem Ruhme den gerührten Prokonsul. Er umarmte schweigend und herzlich den Nasika, zog sich in sein Zimmer zurück, und erst spät schlief er unter ganz andern Gedanken von dem Werthe seines Veters ein.

Die Sonne selbst schien den folgenden Tag durch ihren prächtigen Aufgang feiren zu wollen. Man versammelte sich frühe in und bei dem Tempel der Juno. Der Oberpriester eröffnete den Zug. Farren, mit Blumen bekränzt, wurden ihm von Priestern und Dienern nachgeführt. Scipio, Fabius, Minucius und Manlius folgten ihnen in Ein Glied gereiht. Einzeln ging darauf die älteste Vestalinn, und nach ihr kamen die ernannten Jungfrauen, jede von ihrer Mutter begleitet, die dem Siege der Tochter mit stolzer Ahndung entgegen sah, und oft ihren Anzug verbesserte. Auch ein Theil des Senates verherrlichte den Zug durch seine Gegenwart, und diesem folgte die bunte unabsehbliche Menge der Neugierigen, in welche sich doch Nasika nicht mischte, welcher bei einem kranken Freunde in seinem verlassenen Hause blieb. Die Besitzer der Güter und Gärten an den beiden Ufern des Flusses hatten Weihrauchgefäße vor ihre Thüren gepflanzt, und ihre Mauern und Gebäude mit Strauchwerk und schimmernden Tüchern gezieret, sich auch hin und wieder zu Chören von Sängern und Pfeifern gehildet, die ankommende Göttinn zu begrüßen. Als der Zug auf der Stelle angelanget war, stieg der Oberpriester mit der ganzen Gesandtschaft in ein mit Blumen geziertes Boot, und fuhr zum Schiffe der Göttinn. Die Priesterinn saß vor der verschlossenen Kapelle, und Licinius erklärte ihr, daß Rom nicht aus Ungehorsam gegen das Orakel, sondern aus Ehrfurcht gegen die Göttinn, welcher allein die Prüfung der Herzen zukomme, die Anzahl der zum Empfange dargebotnen vermehret habe. Kaum, fuhr er fort, habe man sich, bei dieser Menge der Vortrefflichen in beiden Geschlechtern, auf diese so enge Zahl ein-

schränken können, und ungern noch viele ausgeschlossen, deren jeder in jedem andern Lande den Vorzug vor allen verdienen würde. Mit forschendem Auge und schweigendem Munde saß die Priesterinn, hörte die Namen und Verdienste der Auftretenden, und setzte den folgenden Morgen zur Reise der Göttinn an. Bei dem Opfer, mit welchem Licinius die Handlung begann, bemerkten zwar die Priester einige Mängel in den Eingeweiden der Thiere, aber nicht in den edlern Theilen. Nun ertönten die Hymnen der Bewillkommung, und am rechten Ufer trat Scipio, am linken die Vestalinn hervor, und ergriffen die Seile des Schiffes. Unter großem Jubel des Volkes fing es an sich zu bewegen, fuhr majestätisch und schwer einige Schritte weit in der Mitte des Stromes einher: plötzlich aber stockte es wieder, und war durch keine Anstrengung mehr von der Stelle zu bringen. Umsonst versuchten es nach ihnen Fabius und Lälia, Minucius und Sempronia, Manlius und Fulvia. Das Fahrzeug verweigerte sich, bald mehr, bald weniger, ihrer Mühe. Sogar die vereinten Kräfte aller Viere, von jeder Seite, blieben fruchtlos und eitel. Die befragte Priesterinn wollte nicht antworten. Alles war in der größten Bestürzung. Die vier Männer standen mit niedergeschlagenen Augen; die beschämte Vestalinn lag mit verhülltem Angesicht auf der Erde; die Töchter weinten, und wollten sich in die Busen ihrer Mütter verbergen, welche nicht wußten, ob sie sie nicht mit Unwillen von sich stoßen sollten: als plötzlich Licinius auftrat, und sich selbst als die Ursache der mißlungenen Versuche angab. Ich sehe meinen Irrthum ein, sprach er, ich sehe, daß die Götter und Göttinnen gemeinschaftliche Sache un-

ter sich machen, und daß das Stocken des Schiffes nicht Mißbilligung der Führer, sondern Weigerung ist, eine Stadt zu beziehen, auf welcher noch der Zorn der Vesta ruhet. Laßt mich hineilen, sie zu versöhnen, und ich verspreche euch eine baldige Erfüllung eurer Wünsche. Man freute sich der so wahrscheinlichen und tröstlichen Ausflucht, und gedankenvoll bot sich Scipio an, den Oberpriester nach Rom zu begleiten. Sie legten den Weg mit größter Eile zurück, und Licinius begab sich sogleich nach dem Tempel der Vesta, auf deren Altar das Feuer noch nicht wieder aufgelebet war. Denn es durfte keine fremde und unheilige Glut dahin gebracht werden, sondern die dazu bestimmten Holzstücke mußten so lange an einander gerieben werden, bis sie von selber Flamme faßten: eine Arbeit, die oft Monate lang alle Vestalinnen ermüdete. Licinius kündigte nun der vorgeführten Klaudia ihre schleunige Bestrafung an, deren Verzögerung das Heil des ganzen Vaterlandes aufgehalten habe. Umsonst wiederholte sie die rührendsten Betheuerungen ihrer Unschuld. Eine Göttinn selbst schien durch die Vorfälle des Tages wider sie zu zeugen. Der traurige Zug begann. Mehr geschleppt, als geführt, sank sie oft ohnmächtig dahin. Ihre Schönheit, ihre lauten Eide, ihre Schwäche selbst rührte das Volk auch mitten in der großen Erwartung, die von ihrem Tode abhing. Schon war man bei der Kollinischen Pforte angelangt, schon sah man die kleine unterirdische Zelle, mit einer Lampe, Brot und Wasser auf einige Tage versehen, und die Mäurer, mit Hammer und Schaufel bereit, die Unglückliche einzumauren, und ihr Grab mit Erde zu verschütten. Noch einmal warf sich Klaudia auf die

Kniese, und rief mit emporgehobenen Händen alle Götter und Göttinnen zu Zeugen ihrer Reinheit an; doch bat sie sie zugleich ihren Zorn nicht auf das unschuldige Vaterland, nicht auf ihre irrenden Richter fallen zu lassen, sondern ihn allein auf ihrem Haupte zu versammeln, und mit ihr in die Erde zu versenken. Muthig stand sie nun wieder auf, und ging entschlossen der Zelle zu: als plötzlich aus einem nahe gelegenen Busche ein Jüngling mit allen Zeichen der äußersten Verzweiflung hervorsprang, und dem Oberpriester den Weg vertrat. Wohin? Unsinniger! so rief er aus. Was beginnest du? Hüte dich die Götter zu noch größerm Zorne zu reizen, und die Pest und den Hannibal, die nur noch in dem Winkel der Bruttier wüten, über Rom und ganz Italien zu ziehen! Ich bin Kantilius, der Frevler, der der Tugend dieser Unschuldigen bis in den Tempel der Vesta in die Einsamkeit und Stille der Nacht, mit aller Heftigkeit der Liebe, mit dem sichern Bewußtsein ihrer Gegenliebe, nachgesetzt, sie bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte bekämpft, aber auch ihre Ohnmacht verehrt, ihre Reize mit keinem Kusse entheiligt hat. Eurem Forschen entging ich, so lange ich die Tage der Beschuldigten gesichert sah: itzt aber reißt mich ihre Gefahr und euer Unsinn den Ruthen und Beilen entgegen. Und du glaubest den Willen der angekommenen Göttin zu verstehen, thörichter Priester? O! wie entehrt ihr die Unsterblichen durch Kurzsicht und Irrthum! die keuscheste aller Jungfrauen, anstatt sie ihr darzubringen, seid ihr im Begriffe lebendig unter die Erde zu verscharren. Führet sie hin, die mißhandelte, führet sie hin zu dem Schiffe, und wenn die Göttin sich ihrer Führung verweigert,

dann bringet sie zurücke nach dieser Zelle, und ehe ihr sie einmauret, laßt mich vor ihren Augen unter den härtesten Geißelhieben sterben. —

Licinius war im Begriffe den Wahnsinnigen zurücke zu stoßen, und in der Vollziehung des Urtheiles fortfahren zu lassen, als der betroffene Prokonsul, gleich als erwachte er aus einem göttlichen Traume, ihn daran hinderte und beschwor, der Verklagten diese Probe ihrer Unschuld oder ihres Verbrechens angedeihen zu lassen. Das umstehende Volk, welches ohnehin schon eine hohe Meinung von den Begeisterungen und Eingebungen seines Lieblinges hatte, foderte mit Ungestüm die Erfüllung seiner Bitte, und schaffte einen Wagen herbei, auf welchem die durch Gram und Todesfurcht erschöpfte Klaudia dem Oberpriester nach Ostia nachgeführt werden sollte. Scipio, ehe er sich mit diesem wieder auf den Weg begab, bat ihn um die Erlaubniß, seinen Vetter Nasika mit sich zu führen. Ohne diesem seine weitern Gedanken zu eröffnen, reizte er seine Neugierde durch die Erzählung der sonderbaren Vorfälle, und seine Menschenliebe durch die Hoffnung des herrlichen Schauspieles einer geretteten Unschuld. Dieses vermochte endlich den edlen Nasika, seinen Freund, den er der Sorge der herbeigerufenen Seinen empfahl, zu verlassen. Bei später Nacht erreichten sie den Ort der Versammlung, wo Scipio sogleich alle dort anwesenden Senatoren zu einer geheimen Berathschlagung rufen ließ, und sie, da die Versammlung bald wieder aus einander ging, sehr leicht in seine Meinung gezogen zu haben schien. Das Volk, welches beim Erwachen den Vorgang der Nacht erfuhr, lagerte sich in Eile und voll Erwartung

wartung auf die beiden Ufer des Flusses. Mit Erstaunen sah es endlich auf einer Seite den Oberpriester mit eben der Vestalinn, zu deren Bestrafung er abgereiset war, auf der andern den Prokonsul mit einem Jünglinge, den die Wenigsten kannten, hervortreten. Aber das Erstaunen des einzigen Nasika übertraf das Erstaunen des ganzen Volkes, als ihn sein Vetter das Seil des Schiffes ergreifen hiefs. Beschämt und hartnäckig weigerte er sich lange, bis ihm endlich Scipio den in der Nacht abgefaßten Befehl des Senates vorwies. Muthig und voll Zuversicht hingegen ergriff Klaudia den Strick aus der Hand des Licinius. Die bisher gespannte Neugier verwandelte sich nun plötzlich in Furcht, in Beängstigung.

Man hielt es für Frevel, für Versuchung der Gottheit, und ahndete ein neues Unglück für Rom: als man (o Wunder!) das Boot sich bewegen, und, fast ohne Zuthun der Ziehenden, an den schlaffen Seilen dem Strome so leicht und schnell entgegen schwimmen sah, als ob es ihn mit Ruder und Segel hinabschösse.

Nun erhob sich der Jubel, nun erschalleten die Hymnen, nun stieg der Weihrauch von allen Seiten den Wolken entgegen, und die beiden Ufer, bis nach Rom, wurden zu einer ununterbrochenen Reihe sich freuender Männer und Kinder, die *dem Besten* und *der Keuschesten* Dank und Segen, und der ankommenden Göttinn Bitten und Gelübde zuriefen. Bei der Landung in den Mauern der Stadt wurde der prächtig bedeckte Stein auf eine reich gezierte Bahre gelegt, und nicht nur Nasika und Klaudia, sondern hinter ihnen auch alle, die der Senat und das Loos ernannt hatte, trugen nunmehr auf den Schultern die willige Mutter Idäa nach dem Tempel der Siegesgöttinn, wo man ihr indes-

sen eine Stelle zubereitet hatte, bis ihr ein eigener Tempel errichtet würde. Der folgende Tag wurde mit Darbringung häufiger Gaben, mit Opfern und Spielen gefeiert, welche man jährlich unter dem Namen der Megalesischen zu wiederholen beschloß. Der Senat begab sich zu der Priesterinn, dankte ihr öffentlich für ihre Bemühung, und wies ihr alles an, was zu ihrem Unterhalte und dem Dienste der Göttinn nöthig war. Endlich befragten sich einige der Senatoren bei ihr um den Sinn des Räthsels, welches in der sonderbaren Auswahl der Göttinn liege, und um die Ursache, warum sie so großen und trefflichen Männern einen fast dunkeln Jüngling, und so keuschen Jungfrauen eine verdächtige vorgezogen habe?

• Hätte das Orakel euch befohlen, erwiederte sie, dieser Mutter der Götter den tapfersten Feldherrn, oder den klügsten Staatsmann, oder den verdientesten Bürger entgegen zu schicken, so hätte sie sich gewiß weder der Hand eines Scipio, noch eines Fabius verweigert. Hätte Apollo die Ehre des Empfanges auf die edelste einzelne Handlung gesetzt, so hätten abermals Scipio, Fabius und Minucius die gerechtesten Ansprüche darauf zu machen gehabt. Aber nicht durch irgend eine einzige Anstrengung, nicht durch einen einzigen herrlichen Sieg über sich selbst wird man zum besten der Männer. Hierzu gehöret das beständige, warme Bestreben immer wohlthätig zu wirken. Das Leben des Besten muß eine ununterbrochene Kette guter Handlungen ausmachen. Ohne bei jeder derselben auf Ausbreitung und Lobsprüche zu hoffen, muß er sie vielmehr zu verbergen suchen, und die menschliche Schwäche beklagen, welche die Reihe derselben doch

nie völlig ohne Lücken und Ungleichheit auszufüllen vermag. Wahr ist es, noch keine so herrlichen Züge werden vom Nasika erzählt, als die Enthaltbarkeit des Scipio, die Duldung des Fabius, die Reue des Minucius. Aber merket es: ihre Handlungen hatten groſse Gegenstände, den Beifall der Völker, die Rettung der Heere und des Vaterlandes. Nasika handelte oft eben so edel, aber im Stillen, zum Nutzen einzelner; und durch beständige Übung ist er, wenn die Gelegenheit sich darböte, aller der Züge zugleich fähig, deren einer genügt hat jeden von euch zu empfehlen. Und dieſs alles thut er, ohne sich auch nur träumen zu lassen, daſs er eines Lobes, daſs er der ihm gestern wiederfahrenen Ehre würdig sei; ohne im Wohlthun einen andern Endzweck zu haben, als den Genuſs des Wohlthuns selbst. Begnügtest du dich immer mit diesem, o Scipio? und leitete nicht oft die Ruhmbegierde dich mächtiger, als die Liebe zum Guten? Warst du nicht aufmerksamer und scharfsinniger gute Handlungen gelten zu machen, als sie zu vollbringen? Die groben Schmeicheleien deiner Krieger, wenn sie dich, bald, gleich Alexandern, zum Sohne eines mystischen Drachen, bald, gleich dem Numa, zum Vertrauten einer Nymphe machten, widerlegtest du niemals mit Nachdruck, und bekräftigtest sie wohl gar durch geheimniſsvolle Verschleiſung. Ich weiſs es: nicht immer steht es dem Feldherrn frei, wohl zu thun, und das Verderben des Feindes ist der Haupttheil seines Auftrages. Doch hättet ihr, Fabius und Scipio, nicht oft der Menschenliebe einen Theil des Blutes schenken können, welches ihr, eure Siege zu vergrößern, lieſsen liefst? Und du, Fabius! gestehe es: mitten in deiner

Duldung freutest du dich zuweilen heimlich über die mißlungenen Rathschläge derer, die dein weises Zaudern getadelt hatten. Schön war deine Reue, o Minucius! aber, wie Manlius mit Recht behauptet hat, sie folgte auf eine Reihe von Fehlritten, deren sich der Beste niemals würde schuldig gemacht haben. Ohne Zweifel wundert ihr euch nun wohl, ihr Römer! daß eben dieser Manlius, welcher sich selbst das Zeugniß gegeben hat, bei einem schon so langen Leben niemals mit Wissen und Willen wider seine Grundsätze gehandelt zu haben, die Ehre nicht davon getragen, welche einem nicht so überlegnen Jünglinge widerfahren ist. Aber sehet: die Tugend des Manlius ist eine bloße Berechnung des Billigen; und er glaubet ihr vollkommen Genüge geleistet zu haben, wenn er jedem giebt, was er ihm im engsten Verstande schuldig ist. Sie gründet sich auf eine kaltblütige Festigkeit, die euch mit Recht öfters Härte geschienen hat. Das Bestreben des Besten hingegen entspringet aus einer menschenfreundlichen Wärme des Herzens, die sich nicht bloß auf die genaueste Schuldigkeit einschränket, und ihr Wohlthun nicht abwägt. Wenn man die Verhältnisse der menschlichen Handlungen in eine Reihe unter einander ordnen, und ihren Werth und Unwerth nach Stufen bestimmen wollte, so würde der Mörder desjenigen, der ihm das Leben gegeben oder gerettet hätte, zum tiefsten Grade der Bosheit hinuntersinken; zum höchsten Gipfel menschlicher Tugend aber derjenige hinaufsteigen, welcher, seinen Todfeind zu retten, sein Leben großmüthig dahingäbe. Recht in der Mitten zwischen diesen äußersten Punkten stoßen Wohlthun und Schaden an einander; hier ruhet das Zünglein

zwischen beiden Schalen der Wage; hier ist der Punkt der verneinenden Gleichheit, kein Unrecht weder zu thun, noch zu leiden. Von diesem Punkt aus wird das Aufsteigen und Absteigen der wohlthätigen und der schadenden Linien berechnet. Beide haben unzählige Stufen und Mischungen. Die Gesetze suchen zwar, so viel es möglich ist, die Handlungen der hinabsinkenden schädlichen Leiter zu verhindern; aber ihre Macht erstreckt sich bei weitem nicht auf alle, und noch weniger vermögen sie die Menschen zu den großmüthigen Aufopferungen in der wohlthätigen Linie zu zwingen. Diese können allein vom Gefühle geboten, vom Gefühle belohnt werden. Der ist ein *guter* Mann, der sich immer auf dem Mittelpunkte genauer Gerechtigkeit zu erhalten weiß: aber ein noch *besserer* ist, wer meistens sich über denselben erhebt, meistens mehr thut, als die strengste Pflicht von ihm fodert. Wundert euch also nicht, wenn die Göttinn dem kalten Gerechten den warmen Menschenfreund, dem Greise den Jüngling vorgezogen hat, in welchem nicht nur selbst die Jugend dieß wärmere Gefühl noch unterhält, sondern welcher vielleicht eben deswegen nur selten unter dasselbe gesunken ist, weil er erst wenige Jahre durchlebet hat, und noch nicht in das ganze Gewühl des menschlichen Lebens gerathen ist. So wie nun die Göttinn nicht nur einen Guten, sondern den Besten, so verlangte sie auch nicht nur eine Keusche, sondern die Keuschesten von allen. Tröstet euch, ihr Matronen, über eure Töchter! Hätte eine derselben eine unreine Hand an das Seil des Schiffes gelegt, so hätte sich gewiß der Zorn der Göttinn ganz anders, als durch bloße Unbeweglichkeit, er hätte sich durch Blitze und Vernichtung

erklärt. Die älteste Vestalinn, welche, außer der allgemeinen Pflicht ihres Geschlechtes, noch unter der heiligen Pflicht der Religion und des Gelübdes stehet, ist theils durch die Mauren ihres Tempels, theils durch die Würde ihres Amtes, theils selbst schon durch ihre Jahre wider alle Lockungen so gesichert, daß ihr die Keuschheit zu einer leichten Tugend wird, und ihr kein Recht auf einen Vorzug gewähret. Auch drang das scharf sehende Auge der Göttinn tief in die Herzen ihrer Gefährtinnen. In der Tochter des Metellus entdeckte sie eine solche Kälte, eine so natürliche Entfernung von der Wollust, daß sie das Lob der Reinheit ohne den mindesten Sieg über aufsteigende Begierden behauptet. Ein edler Stolz auf den alten Ruhm der Keuschheit in dem Hause der Gracchen, den noch keine ihrer Matronen und Töchter befleckt hat, ward dem Herzen der Sempronia von Kindheit auf eingeprägt, und verwahrte sie um so sicherer vor jeder Gefahr, als ihr auch jede Gelegenheit zu einer zärtlichen Neigung abgeschnitten wurde. Bei schlafferer Aufsicht, bei freierem Umgange, und einem wärmern Herzen schreckte Fulvian die Furcht vor der Strenge ihres Vaters; diese kam bei ihr der Pflicht zu Hülfe, und hielt sie von jeder Schwachheit ab. Aber wer erkennet nicht ein weit höheres Verdienst in der Reinheit eines schüchternen Mädchens, welches erst, zwischen Gehorsam und Liebe wankend, seine Rettung im Gelübde der Keuschheit sucht, und dann noch selbst an ihrem Zufluchtsorte, selbst im Heiligthume der Reinheit von einem geliebten Liebenden verfolgt, überfallen, zu sicherem Genusse gelockt, mit Bitten und Gewalt bekämpft, den Stürmen seiner Leidenschaft, dem Tumulte ihres eigenen

Herzens widerstehet, bis sie aus Mangel der Kräfte dahinsinkt: dieß ist ein Sieg, den keine der andern erfochten hat, und den die Göttinn desto lieber mit ihrem Beifalle krönte, weil sie durch diesen Vorzug die Unschuldige vom Tode, und euch von einer nie auszusöhnenden Ungerechtigkeit rettete.»

Niemand hatte die Rede der Priesterinn mit so lautem Beifalle angehört, als Scipio, welcher sich freuete den Sinn der Göttinn allein errathen zu haben, und das Lob des besten Mannes doch in *seinem* Hause zu sehen. Nasika, welchen der ganze Senat nach seiner Wohnung begleitete, entliefs ihn eher nicht von seiner Seite, als bis die Väter ihm für den edeln Kantilius nicht nur Vergebung, sondern auch Belohnung, und, wo möglich, die Hand der so geliebten Klaudia versprochen hatten. Diese aber, durch das Vorgegangene zu einer noch höhern Tugend hinaufgestimmt, opferte nun den beiden Göttinnen, die sie so augenscheinlich gerettet hatten, auch den liebsten, den heftigsten Wunsch ihres Herzens auf, und entsagte auf ewig der Hand des Geliebten, welcher auf diesen hohen Zug ihrer Seele noch stolzer war, als er es auf ihre Hand gewesen wäre. Sogleich trug er sich dem Prokonsul Scipio an, in seinem Heere den Ruhm des Siêges, oder des Todes für das Vaterland zu suchen. Die Matronen und Jungfrauen folgten darauf in frohem und ehrerbietigem Zuge der erhabenen Vestalinn nach ihrem Tempel, und bey ihrem Eintritte entzündete sich von selbst das Holz auf dem lange erkalteten Altare der Vesta.

III.

E N T W U R F

DES

POLITISCHEN ZUSTANDES IN EUROPA,

VOM

VERFALLE DER RÖMISCHEN MACHT AN

BIS AUF

DAS SECHZEHNTE JAHRHUNDERT.

AUS

ROBERTSON'S EINLEITUNG IN DIE GESCHICHTE KARLS DES FÜNFTEN

GEZOGEN.

III.

E N T W U R F

DES

POLITISCHEN ZUSTANDES IN EUROPA

VON

VERFASSER DES ROMANES "MARTIN AM"

ALS AUF

DES ACHTZEHNTE JAHRHUNDERTS

AUF

ROBERTSONS ERZÄHLUNG VON DER GEBIRGTSKRIEGS-LEHRE

BEZOGEN

Verlag G. Reimer in Berlin

V O R B E R I C H T.

Die Geschichte des mittlern Zeitalters zu entwerfen haben sich die geschicktesten Männer durch seine Barbarei, Verwirrung und Unfruchtbarkeit abschrecken lassen. Andere haben mit knechtischem Fleiß und seichem Verstande einzelne Vorfälle zusammengetragen, die sie weder zu schätzen noch zu verbinden gewußt. Montesquieu, welcher zuerst die Fackel des Genies in diese finstere Höhle brachte, wies uns zwischen dem Schutte derselben die Quellen unserer heutigen Gesetze. Robertson drang mit gleichem Muthe in die noch dunkle Grube, erkannte die hingestreuten Ruinen, stellte sie in Ordnung, und zeigte uns an denselben die Geschichte des menschlichen Verstandes.

Einem jungen Prinzen ein so wichtiges Gemählde vor die Augen zu legen, habe ich das Werk des berühmten Britten in eine ihm bekannte Sprache und in eine Schreibart überzutragen gesucht, die sowohl seinem Alter, welches die Länge scheuet, als auch seiner Einsicht, für die sie überflüssig ist, angemessen sei. 1772.

VORBERICHT

Die Geschichte des mittlern Zeitalters zu entwerfen ist
den sich die geschicktesten Männer durch seine barbari-
Verwirrung und Unübersichtlichkeit abschrecken lassen. An-
ders haben mit knoschenhaftem Fleiß und seichnem Ver-
stande einzelne Vorkälle zusammengetragen, die sie weder
zu ordnen noch zu verbinden gewußt. Monographien
weiter kennt die Lücke des Ganzen in diese unsere
Hölle brachte, wie uns zwischen dem Schutte derselben
die Quellen unserer heiligen Gesetze. Robertson drang
mit gleicher Muth in die noch dunkle Grube, erkannte
die hinterstehenden Röhren, stellte sie in Ordnung, und
zeigte uns an derselben die Geschichte des menschlichen
Verstandes.

Einem jungen Mann ein so wichtiges Gemählde
vor die Augen zu legen habe ich das Werk des be-
rühmten Briten in eine ihm bekannte Sprache und in
eine Schreibung übertragen gesucht, die sowohl seinem
Alter, welches die Länge scheint, als auch seiner Ein-
sicht, für die sie überflüssig ist, angemessen sei. 1772.

ERSTES BUCH.

Das Steigen und der Fall der Römischen Macht haben zweimal den Zustand und die Sitten Europens verändert. Als die Begierde zu herrschen die Römer über die Alpen trieb, stießen sie auf Völker, tapfer im Streite, hartnäckig auf Freiheit; welches sie Barbarei nannten. Hier waren die Reiche nicht, wie in Asien, der Preis eines einzigen Sieges. Die Überwundenen griffen von neuem zu den Waffen, und Muth und Unabhängigkeit war ihnen statt der Eintracht und Kunst. Endlich unterlag der Grimm der Klugheit, und nachdem die Tapfersten in den langen Kriegen gefallen, andere hinweggeschleppt waren, so wurden die öden Länder zu Provinzen.

Bei einer strengen, aber wohlgeordneten und zur Ruhe sichern Regierung, gaben die Römer ihren neuen Unterthanen ihre Künste, Wissenschaften, Sprache und Sitten, als einen Ersatz der verlorenen Freiheit. Man fing an sich zu erholen. Man erblickte wieder Ackerbau, Bevölkerung, Städte, einen Schatten des Glückes.

Doch blieben die Geister niedergeschlagen. Unbewaffnet, von gemietheten Soldaten geschmähet, von gewinnsüchtigen Obern ausgesogen, je ärmer, je mehr mit Auflagen beschwert, waren sie ihrer Tüchtigsten beraubt, welche Geiz oder Ehrsucht nach einer fernen Hauptstadt zog. Man sah auf jeden Wink des Gebieters, und empfing zitternd seine Befehle. Waffen zu führen, Entschlüsse zu fassen, hatte man nicht nur die Gewohnheit, sondern auch die Kraft verloren. Aller Orten war Erniedrigung, Trägheit, Verächtlichkeit: die Fehler großer Reiche 1).

Aber Rom trug auch in der Blüthe seiner Macht den Keim seines Unterganges in sich verschlossen, welchen die Zeit entwickelte, die Umstände beschleunigten. Langsam wäre der verdorbene und kranke Körper von selbst gesunken, welchen der gewaltsame Anlauf der Gothen, Wenden, und so vieler andern Völker, plötzlich umstieß. Aus dem nie bezwungenen Germanien, aus dem Norden Europens, aus dem Nordweste Asiens, aus den heutigen Sitzen der Dänen, Schweden, Polen, Russen und Tataren, rannten unbekannte Nationen hervor, die Welt an Rom zu rächen. Von ihrem ersten Zustande und ihren alten

1) Nachdem die Römer Britannien verlassen hatten, thaten die Pikten und Kaledonier öftere Einfälle in dasselbe. Die bestürzten Britten sandten eine Bittschrift an den Aetius, und nannten sie: *Das winselnde Britannien*. »Wir wissen nicht, sagten sie, wohin wir uns wenden sollen. Die Barbarn treiben uns bis zur See, und die See jagt uns zurück auf die Barbarn. Die Wahl unter zwei Todesarten, der Wellen oder des Schwertes, ist alles was uns übrig bleibt.« Diefs waren die Nachkommen derer, die Cäsar zurücke getrieben hatten.

Thaten konnten uns die Römer wenig sagen, welche niemals tief in die traurigen Gegenden gedrungen waren. Die Völker selbst, ohne Wissenschaft und Denkmahle, ohne Muße und Neugier, kannten die nächsten Zeiten durch Sage, die alten waren vergessen oder fabelhaft.

Viele glauben, der Nord, welcher so viel Jahre lang so ungeheure Schwärme ausgeschüttet, müsse damals überaus bevölkert gewesen sein. Doch scheint es, die weiten Länder, durch Wälder und Pfützen wüste, von Hirten und Jägern bewohnt, welche großen Raum für Wenige brauchen, ohne Kunst und Fleiß, den Quellen der Bevölkerung, können damals nicht einmal so reich an Leuten gewesen sein, als itzo, da sie die ärmsten sind.

Aber aus den nehmlichen Ursachen entsprang ihr kriegerischer Muth. Ein rauher Himmel, ein karger Boden gewöhnte sie an Mühe, machte sie hart und kühn. Auch ihr Friede war durch stätes Lagern und Irren ein Bild des Krieges, den sie mit einer Wut und Härte führten, welche wir, die wir nicht mehr Barbarn sind, kaum glaublich finden.

Die ersten unter ihnen trieb die Begierde des Raubes an unter dreisten Führern die nahen Provinzen zu durchstreifen. Sie tödteten, verbrannten, verheerten, kehrten mit Gefangenen und Beute nach ihren Wäldern zurück, erzählten einander die Bequemlichkeiten, den Reichthum sanfterer Gegenden, und munterten andere zu gleichen Unternehmungen auf, als nützlich und leicht.

Aber als die nächsten Provinzen erschöpft, und die Rückkehr aus entlegern schwer und gefährlich wurde, entschlossen sie

sich zu bleiben. Dann hörten die schnellen Einfälle auf, dauerhaften Übeln Raum zu geben. Furchtbare Heere bewaffneter Männer mit Weibern, Kindern, Knechten und Heerden zogen daher, neue Sitze zu suchen. Denn was verließen sie? Den leeren Strich nahmen die Nächsten ein, welche bald selbst wieder nach sanftern Gegenden vorrückten, und sich wie die Wellen eines Stromes fortstießen. Wilde, verschiedener Namen und Ursprunges, eroberten im Laufe nicht ganzer zweihundert Jahre Thracien, Pannonien, Gallien, Spanien, Afrika, endlich Italien und Rom selber, das Werk so langer Klugheit und Zeit. Ein Zufall, welchen verschiedene Ursachen vorbereitet hatten. Denn die Weisheit der Katonen ward in der langen Knechtschaft vergessen, und die strenge Zucht der Manlier linderte jeder Kaiser, um es zu werden, oder zu bleiben. Kein Schatten jener siegreichen Legionen, jener edlen Bürger, welche die Ehre des Vaterlandes höher als ihr Leben geschätzt hatten. An ihrer Statt gezwungene oder erkaufte Knechte aus den Provinzen, beides zu schwach und zu stolz zu gehorchen, denen auch das Gewicht ihrer Waffen unerträglich war; Verachtung des Fußvolkes, jenes alten Kernes der Ehre; keine Ehre als im Pferde, bequem für Träge, schnell zur Flucht. Diesen vertraute Rom seine Grenzen. Der Argwohn des Despoten verbot den Unterthanen, Waffen zu tragen, welche ihnen unnütz wurden, da sie nichts mehr zu retten hatten, unbrauchbar, wenn sie ihnen nöthig waren. Die Einkünfte fielen mit dem Kriegesgeiste. Denn da die Pracht des Hofes ungeheure Summen nach Indien, einem Abgrunde, goß, da jedes Jahr der Friede mit neuem Golde von den Barbarn erkaufte wurde,

wurde, und die geplünderten Provinzen den gewöhnlichen Tribut nicht mehr zahlen konnten, so hemmte sich der alte Zufluß der Schätze der Welt, und was noch einkam, zerfloß in neue Kanäle. Die alten Gränzen des Reiches zu erhalten war die einzige Ehrbegierde der Kaiser, auch durch Mittel, die den Verlust des Ganzen verkündigten, dem man ruhig entgegen sah. Die unumschränkte Gewalt ward im Innern des Palastes ein Raub der Weiber, der Verschnittenen, und Anderer, die ihnen glichen. Bei dringenden Gefahren hielt man Zagheit für Rath, Schande für Rettung.

Der Zustand der Barbarn war diesem vollkommen entgegengesetzt. Der Kriegesgeist war bei ihnen in seiner völligen Stärke 2). Sie waren durch keine Künste entkräftet 3), geschwinde versammelt, leicht zu unterhalten. Die schwachen Beschützer der Römischen Gränzen flohen oder fielen bei ihrem ersten Anlaufe. Nichts war ihnen vortheilhafter, als die thörichte Staatskunst der Kaiser, welche einen Theil der Barbarn in Sold nahmen, um sie den neuen Anfällen anderer entgegen zu stellen.

2) Bei einem Gastmahle, welches Attila, der König der Hunnen, den Römischen Gesandten gab, traten zwei Barden auf, und sangen seine Schlachten. Die Blicke aller Hunnen waren auf sie geheftet. Etliche, die den Treffen beigewohnt hatten, jauchzten vor Freude; die Alten brachen über ihr Unvermögen in die bittersten Thränen aus.

3) »Wenn wir einen Römer nennen, sagt Luitprand, so nennen wir »alles Niederträchtige, alle Laster.« Und dieses schrieben sie, nach Prokops Berichte, den Wissenschaften zu. »Denn wie will derjenige Speer und Schwert mit Muthe ansehen, der unter der Ruthe eines Lehrmeisters gezittert hat?«

So lernten sie die noch übrige Zucht und Kriegeskunst, und nichts konnte ihnen mehr widerstehen.

So schnell ihre Siege waren, so verderblich und blutig waren sie. Gesittete Völker, die aus Klugheit oder Eifersucht mit kaltem Blute kriegten, suchten den Ruhm der Mäßigung neben dem Ruhme der Oberhand. Die Barbarn kannten nichts, als ihre Wut. Sie wollten nicht erobern, sondern ausrotten. So streiten die kleinen Amerikanischen Horden, so stritten damals die Barbarn, mit gleichem Grimme, größerer Macht.

Alles schwamm im Blute. Da war kein Unterschied des Heiligen, des Alters, noch Geschlechtes. Was Eine Überschwemmung verschonte, rifs die andere dahin. Die schönsten Provinzen lagen öde, mit den Ruinen der Städte und Dörfer überschüttet, Schlupfwinkel für etliche Elende, die der Zufall oder die Müdigkeit des Siegers gerettet hatte. Kaum hatten die einen Fuß gefafst, so kam ein noch roheres Volk, und vertrieb oder vertilgte sie. Endlich, da das Toben und die Verheerungen aus Mangel der Werkzeuge aufhörten, folgten Pest und Hunger, die Früchte der Wut. Wer im ganzen Weltalter die unglücklichsten Zeiten für das menschliche Geschlecht bestimmen will, der nenne den Zwischenraum von Theodosen bis auf die Niederlassung der Longobarden in Italien. Zerstörer der Völker, Geißeln Gottes, sind die Beinamen, welche die damaligen Schriftsteller den Führern dieser Horden geben. Ihre Verwüstungen nennen sie Sündfluten, Feuersbrünste, Erdbeben, nicht als gleiche Übel, sondern als die nächsten 4).

4) Spanien, welches den Römern so lange widerstanden hatte, ward

Sobald sich die Zerrüttung gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts legte, und einige Stille folgte, so finden wir die ganze Gestalt Europens verändert; die Sachsen im Besitze des fruchtbarsten Theiles von Britannien, die Franken Meister von Gallien, die Hunnen von Pannonien, Spanien unter den Gothen, diese

im Jahre 409 von den Wenden angefallen, und schon 411 durch das Loos unter die Überwinder getheilt. »Die Barbarn, sagt Idatäus, verheerten alles mit der größten Wut. — Keine Pest kann so verderblich sein. — Es kam eine so schreckliche Hungersnoth, daß die Lebenden auf die Leichen ihrer Mitbürger fielen, sich zu sättigen.« Alle diese Übel erneuerten sich, als nachher die Gothen die Wenden verdrängten, die sich, nicht mehr über 30000 stark, nach Afrika zogen, ehemals eine der fruchtbarsten Provinzen des Römischen Reichs. »Ihre verderblichen Waffen, sagt Priskus, durchwühlten alle Winkel der Provinz. — Auch wider Bäume und Reben wüteten sie, den Verborgenen keine Art von Nahrung übrig zu lassen. Sie peinigten die Gefangenen, um verborgene Schätze zu erfahren. Je mehr sie fanden, je mehr begährten sie. Manche Städte blieben ohne einen Einwohner. Wenn sie eine Festung antrafen, die sie nicht einzunehmen wußten, so trieben sie eine Menge Gefangener zusammen, tödteten sie, und streuten sie unbegraben hin, um die Belagerten durch den Gestank aus der Stadt zu jagen.« Ungefähr 100 Jahre hernach griff Belisar die Wenden an, und verjagte sie. Prokop erzählt, Afrika sei so leer von Volk geworden, daß man etliche Tage fortreisen konnte, ohne einen Menschen zu finden, und daß im Laufe des Krieges fünf Millionen gefallen sein, welches der jetzige Zustand von Afrika bestätigt, in welchem man auch die Stellen der berühmtesten Städte nicht mehr errathen kann. — Von den Sitten der Hunnen sagt Ammian, daß sie Gefahr und Krieg, wie Andere Ruhe und Frieden liebten. In der Schlacht fallen, hal-

und die Longobarden in Italien und den umliegenden Ländern. Fast keine Spuren mehr der Römischen Einrichtung, Gesetze, Künste und Wissenschaften. Neue Regierungsformen, Rechte, Sitten, Gebräuche, Sprachen; neue Namen der Menschen und Örter: ein noch gröfserer Beweis der fast gänzlichen Ausrottung der alten Einwohner, als selbst die Zeugnisse der Zeitgenossen 5).

ten sie für Glück, an Krankheit sterben für Schande. Ihre größte Pracht sei mit Schedeln der Erschlagenen die Zeuge ihrer Pferde zu zieren. Nach der Berechnung des Prokop sind bei ihren häufigen Einfällen in Thracien, Pannonien, Illyrien, jedesmal bis auf 200,000 Menschen geblieben. Als Priskus die Römischen Gesandten zum Attila begleitete, so waren die Gefilde Thraciens, ehemals die fruchtbarsten jener Gegenden, weiß von Gebeinen. Attila, einer der größten Eroberer in der Geschichte, welchem alles, was die Alten unter Scythien und Germanien begriffen, gehorchte, fiel im Jahre 451 in Gallien ein, und die Schlacht bei Chalons, durch welche Aetius seiner Wut und seinem Glücke ein Ziel setzte, soll 300,000 Menschen gekostet haben. Erbittert durch diesen Verlust fiel er das folgende Jahr Italien an, und verübte Grausamkeiten, von denen man, auch nach so vielen Verheerungen, noch keinen Begriff hatte.

Im achten und neunten Jahrhunderte war Italien mit Wäldern bewachsen, voll Sümpfe und Moräste, ja voll Wölfe und anderer Zeichen des Mangels der Einwohner. Von dem Zustande anderer Reiche zeugen die noch itzt vorhandenen Briefe, Kraft derer die Kaiser und Könige große Stücke Landes an Kirchen und Edle schenkten, als *Einöden*.

5) Als die Sachsen sich Britanniens bemeisterten, waren die alten Einwohner alle entweder umgekommen, oder nach Wales entflohen, oder in Knechtschaft gerathen. Auch änderte sich die ganze Gestalt des Volkes. Als aber nachgehends Wilhelm durch einen einzigen Sieg Britannien gewann, so vermochten alle seine Gesetze nicht die Sitten der Normänner einzuführen.

Und in diesem Schutte liegt der Same unserer jetzigen Gesetze, unserer Polizei und Sitten verborgen, welchen Viele mit minderm Fleiße, als es die Wichtigkeit der Sache verdient, zu entwickeln unternommen haben. Die Veränderungen der Regierungsart und Lebensart bei jedem Volke insbesondere zu erwägen, gehöret nicht zu unserm Zwecke, die wir unser Augenmerk auf das Ganze richten, auf den Zustand dieser Völker überhaupt, auf ihren Übergang von der alten Barbarei zu sanftern Sitten, auf die großen Vorfälle, welche sie binnen tausend Jahren gebildet haben.

Knechte erobern für ihre Herren, Freie für sich. Solche waren nicht nur die Völker aus dem Norden Europens, sondern auch die Hunnen und Alanen, deren Länder zu unserer Zeit der wahre Sitz der Knechtschaft sind. Sie folgten ihren Führern nicht aus Zwange, sondern aus Wahl, Gefahren und Gewinn zu theilen 6). Die erste Art dieser Theilungen ist ungewiß, da

6) Cäsar und Tacitus haben uns Beschreibungen von einem dieser Völker hinterlassen, welchem die andern ziemlich geglichen zu haben scheinen. Sie lehren uns von den Germaniern: daß sie allein von Jagd und Weide lebten, den Ackerbau versäumten, und sich meistens mit Milch, Fleisch und Käse nährten. (Von den Gothen, Hunnen und Alanen berichten uns Priskus und Ammian das nehmliche.) Im Frieden hatten sie kein Haupt. Der Angesehenste jedes Reviere sprach Recht, oder verglich die Zwiste. Die Macht ihrer Könige war nicht unumschränkt. Sie gaben Rath, nicht Befehle. In geringen Vorfällen entschieden die Vornehmen, in wichtigen Alle. Wenn ein Krieg vorgeschlagen wurde, so traten die hervor, denen der Feldzug und der Fuhrer gefiel. Niemand konnte gezwungen werden zu folgen. Aber nach dem Versprechen ausblei-

die Denkmahle keines neueren Volkes bis an jene Zeiten hinauf-

ben war die größte Schande. Die Würde des Adels bestand in der Menge der Anhänger, welche Cäsar *ambactos* und Klienten, Tacitus *Comites*, Gesellen nennt. Eine auserlesene Jugend war die Zierde der Häupter im Frieden, ihr Schutz im Kriege. Sie erwarben sie durch Geschenke von Waffen und Pferden, oder durch rohe Gastmahle. Einen Freien konnte kein Richter in das Gefängnis ziehen, noch weniger am Leibe strafen. Jeder nahm selbst Rache für sich, seine Verwandten und Freunde. Die Feindschaften waren erblich, nicht unversöhnlich. Auch eines Mordes wegen verglich man sich um eine gewisse Anzahl Viehes, dessen ein Theil dem Könige, der andere dem Beleidigten zufiel.

Die Gesetze, welche diese Nationen in ihren neu eroberten Reichen eingeführt, erklären uns am besten den Cäsar und Tacitus, deren Berichte hinwieder ein Schlüssel zu eben diesen Gesetzen sind. Doch müssen wir bemerken, daß Cäsar, welcher durch seinen Übergang über den Rhein Germanien zuerst eröffnet hat, mehr als hundert Jahre vor dem Tacitus geschrieben, zu dessen Zeiten diejenigen, die am nächsten bei der Gränze wohnten, durch öftern Umgang mit den Römern schon einen Theil ihrer Sitten, ihrer Laster angenommen hatten. So waren die Suionen; da hingegen die entfernten Fennen noch in einer so tiefen Wildheit steckten, daß es zu bewundern ist, wie sie nur bestehen konnten.

Wenn wir den damaligen Zustand dieser Völker mit dem Zustande der Wilden in Nordamerika vergleichen, so finden wir eine wunderbare Ähnlichkeit, und einen starken Beweis, daß einerlei politische Verfassung einerlei Sitten wirke. Die Amerikaner leben, nach *Charlevoix* Berichte, von Jagd und Fischerei. Bei den meisten gar kein Ackerbau; bei andern Ackerbau von einem kleinen Raume neben der Hütte, die Arbeit der Weiber. Jeder frei und unabhängig. Auch Eltern und Kinder leben als Gleiche, die der Zufall zusammen geführt. Keine Strafe, auch in der Kindheit. Sobald sie erwachsen, sind sie niemanden Rechenschaft schuldig. Die

reichen, und die trocknen Jahrbücher den wahren Endzweck der Geschichte verfehlet haben 7).

Aus dieser neuen Theilung und der Denkungsart, die sich

meisten wählen ihren Sachem oder Fürsten, dem man alte Räthe zugiebt, ohne die er nichts beschliesst. Keine Erweiterung der Gewalt von Seiten des Fürsten, keine Zulassung derselben von Seiten des Volkes. Der Sachem schlägt vor, das Volk gehorchet, wenn es will. So oft man einen Krieg unternimmt, so bietet sich Einer zum Führer an. Die ihm folgen wollen stehen auf und singen ihr Kriegeslied. Aber nach diesem zurückbleiben ist schimpflich, selbst gefährlich. Der Führer begegnet seinem Volke mit Dank, mit Achtung, mit Geschenken, groß für sie. Keine peinliche Gerichtsbarkeit. Der Beleidigte oder seine Verwandten strafen nach ihrem Willen. Der Haß gehet vom Vater auf den Sohn, auf die letzten Enkel. Das Unrecht zu ersetzen ist meistens nur Ein Mittel: die Übergabe eines Kriegsgefangenen, den die Freunde des Ermordeten an seine Stelle aufnehmen und ihm seinen Namen geben. Es wäre leicht die Vergleichung noch weiter zu treiben, in welcher die Germanier noch gesitteter erscheinen würden, als die Wilden unserer Zeit. Bochart glaubte beide Eines Ursprunges zu sein, vielleicht aus Begierde die Amerikaner vom Noah herzuleiten, vielleicht aus Unwissenheit der wahren Ursache.

- 7) Die Beute wurde durch das Loos getheilt. Als Kloviz, der Stifter der Fränkischen Monarchie, eine Kirche geplündert hatte, so ließ ihn der Bischof derselben durch Gesandten bitten, ihm ein heiliges Gefäß von besonderer Schönheit wieder abfolgen zu lassen. Der König führte die Gesandten mit sich nach Soissons, ließ die ganze Beute des versammelten Heeres auf einen Haufen bringen, und bat, ihm dieses Gefäß zum voraus zu überlassen. Alle schienen willig, als ein wilder Franke hervortrat, das Gefäß mit seiner Streitaxt zerschlug und sagte: Du sollst nichts haben, als wozu dir das Loos ein Recht giebt.

mit ihr einschlich, entsprang das Lehenssystem. Denn obschon so verschiedene Nationen zu so verschiedenen Zeiten sich in den Reichen Europas niederliessen, so findet man doch bei allen eine ähnliche Form, ähnliche Gesetze. Welches wir nicht, gleich Andern, einem gemeinschaftlichen Ursprunge zuschreiben, den die Umstände nicht zulassen, sondern der Gleichheit ihrer alten Sitten, und ihrer Lage in den neuen Herrschaften.

Die eroberten Länder zu behaupten behielten sie in ihrer Einrichtung die Ordnung des Heeres bei, die einzige, die sie kannten. Der Feldherr blieb das Haupt und empfing den grössten Bezirk. Alte Anhänger zu belohnen, neue zu erwerben, vertheilte er sein Land unter Viele, mit dem Bedinge, seiner Fahne mit Leuten zu folgen, deren Anzahl nach der Grösse des Lehens bestimmt ward. Eben so verfahren die nächsten Befehlshaber in ihren Gebieten. Noch stand jeder unter seinem Obern, wie zuvor im Felde. Jeder Dienst war verächtlich, ausser in Waffen. Keine Bürger, keine Staaten, sondern noch immer Heere, grosse Lager. Ein Freier, ein Soldat, gleichbedeutende Worte. Das Schwert ein Zeichen des Eigenthumes.

Bald aber erschienen die innerlichen Mängel einer wider den Feind entworfenen Regierung: Unruhe, Zwist und Ungehorsam. Denn da die Dauer des Lehenbesitzes anfangs in dem Willen des Fürsten stand, so erprieften die mächtigen Vasallen der Krone Versicherungen, erstlich für sich auf lebenslang, dann für ihre Erben, endlich sogar für die Natur des Besitzes, als unveräusserlich 8).

Ehren-

8) Die Verfassung eines Staates, die Grade der Gewalt und Freiheit,

Ehrentitel und Würden, nicht mehr Zeichen der öffentlichen Bewunderung und Zuversicht, wurden an Güter gehänget, und

deren jedes Mitglied derselben genieset, lassen sich am sichersten aus der Art, wie ein jeder sein Land besizet, und aus der Natur des Eigenthumes abnehmen. So lange die Barbarn in ihrem Vaterlande wohnten, hatten sie weder Eigenthum noch Gränzen. Wenn sie ihre Heerden in einer Gegend geweidet hatten, so trieben sie sie mit Weib und Kind nach einer andern, die sie wieder eben so geschwinde verliessen. Vom Dienste wußten sie nichts, und zum Kriege ging, wer Lust hatte. In den eroberten Reichen theilte das siegreiche Heer die Länder unter sich. Jeder Krieger besaß das ihm zugefallene Stück als ein vollkommenes Eigenthum, als den Lohn seiner Tapferkeit, als ein Freier, für sich und seine Erben. Da man aber in beständiger Gefahr stand, von den alten Einwohnern oder neuen Völkern vertrieben zu werden, so wurde es zu einem, zwar nicht förmlichen, aber von der Nothwendigkeit stillschweigend eingeführten Gesetze, daß jeder Eigenthümer auf den Ruf des Königes zur Vertheidigung des gemeinen Wesens in Waffen erscheinen mußte. Wer sich dessen weigerte, zahlte einen Heerbann von ungefähr sechzig Thalern, und wer nicht so viel im Vermögen hatte, wurde so lange zum Knechte gemacht, bis er ihn abverdiente. Lothar erhöhte die Strafe bis auf Einziehung aller Güter, und Verweisung des Landes.

Unterdessen schlich sich nach und nach eine andere Art des Besizes ein. Die Großen hatten noch immer, wie vorhin in Germanien, ihre Anhänger, die man nicht mehr *Comites*, sondern *Fideles*, *Antrustiones*, *Leudes* nannte, und denen man jetzt nicht mehr Waffen und Pferde, sondern wichtigere Belohnungen an Land gab. Diese Güter hießen *Beneficia*, als freiwillige Gaben, *honores* als Zeichen der Gunst. Zu was für Diensten die Besitzer derselben ursprünglich verbunden gewesen, läßt sich, aus Mangel der Denkmale, nicht mit Gewißheit bestimmen. Doch ist wahrscheinlich

ein Theil der Erbschaft. Zuletzt folgte die Annahmung aller königlichen Vorrechte, der höchsten Gerichte, eigener Münze, ei-

daß, gleichwie das Eigenthum einen Freien zum Dienste des gemeinen Wesens, also ein Ehrengut seinen Träger zum besondern Dienste des Verleihers verband. Nichts ist gewisser, als daß die Dauer dieses Besitzes anfänglich allein von dem Willen des Herrn abhing.

Dieser blieb also der wirkliche Eigenthümer des Gutes, und übergab dem Vasallen nur die Nutznießung. Doch begnügten sich die Lehenträger nicht lange mit einem so willkürlichen Besitze. Die Lehen wurden leibtäglich, hierauf auch erblich, zuerst in gerader Linie, dann in der Nebenlinie, endlich auch in weiblicher. Wann aber jede dieser Veränderungen vorgefallen, ist schwer zu bestimmen. Zwar behauptet *Mably*, Carolus Martellus habe die Lehen zuerst leibtäglich, Ludwig der Fromme erblich gemacht. Vielleicht einige. Denn man hat auch noch von diesem Lehensbriefe auf Lebenszeit. Der Gebrauch der Lehen wurde so gemein, daß man auch Einkünfte, Zölle, Gehalte, ja den Gewinn von den Messen dieses oder jenes Altars gegen Kriegsdienste übergab. Endlich erstreckte er sich auch auf die Hofämter und Kronämter, so daß es die Könige zuweilen für nöthig hielten, bei der Ernennung eines großen Beamten ausdrücklich zu erklären, daß die Würde nicht erblich werden sollte. Aus allem diesem entsprang die überwiegende Gewalt der Barone, mit welcher sie endlich die Vorrechte der Krone und die Freiheit des Volkes anfielen.

Die Vorzüge des Eigenthumes vor dem Lehenbesitze sind so offenbar, daß es billig zu verwundern ist, wie sich Eigenthümer entschließen konnten, ihre Güter freiwillig in Lehen zu verwandeln.

Aber da zu Zeiten der innerlichen Unruhen, welche nach dem Tode Karls des Großen anfangen und sich immer vermehrten, in dem Staate und Zepter keine Sicherheit wider Gewalt und Raub war, so sah sich jeder gezwungen einen mächtigen Beschützer zu

gener Kriege und Bündnisse. Die Namen großer Reiche zerfielen in eine Menge kleiner Tyrannen. Die Länder wurden mit

suchen, und opferte seine Unabhängigkeit der Erhaltung und Sicherheit auf, welches in etlichen Provinzen so allgemein wurde, daß den Eigenthümern auch die Wahl nicht mehr frei blieb, und der Landesherr alle Güter, die ihm weder Dienste noch Taxen entrichteten, als seine hinwegnahm. Daher der Grundsatz: *Nulle terre sans seigneur*. Doch blieb in andern Provinzen, als *Languedoc, Catalonien, Roussillon* das Eigenthum länger in Ehren, als wo man erst im elften Jahrhundert von Lehen zu reden anfang. In den Niederlanden dauerten die Allodien noch länger, und in diesen findet man Beispiele, daß zur nehmlichen Zeit, da alles nach Dienst und Schutze rannte, etliche Vasallen ihre Lehen zum Eigenthum gemacht haben. So ungleich machen Einsicht und Leidenschaft die Begriffe der Menschen von ihrem eigenen Vortheile. Auch in Italien scheint das Eigenthum länger in Ehren geblieben zu sein, und viele Briefe der Kaiser aus dem neunten Jahrhundert sind offenbar von Allodialbesitzen zu verstehen. Doch im elften finden wir schon Beispiele, daß Allodien zu Lehen angetragen wurden. In der nehmlichen Zeit fing man an sich des Wortes *Feudum* zu bedienen, welches sowohl als *Allodium* Deutschen Ursprunges ist. An—Lot: durch Erbschaft erworben. Feo ein Lohn, Od ein Gut oder Land. In Deutschland ging das Lehensystem durch die nehmlichen Grade. Doch die Klugheit der Schwäbischen Kaiser vergönnte den Vasallen einen nur langsamen Anwuchs ihrer Macht. Konrad der Zweite, welcher 1024 zu regieren anfang, soll zuerst die Lehen auf Erben haben kommen lassen. Doch wurde dieses auch nach ihm noch nicht allgemein, und es finden sich späte Beispiele lebtägiger Lehen. Als eine besondere Gnade für außerordentliche Dienste vergönnet ein Brief von 1201, daß ein Lehen auch auf Weiber falle. Und in Deutschland sowohl als in Frankreich und Italien behielten auch viele Güter die Natur des Eigenthumes.

Schlössern und Kastellen angefüllet, nicht wider fremde Feinde, sondern wider Nachbarn, Mitbürger, die Seinigen. Das Volk, der nützlichste Theil des Staates, seufzte entweder in offener Knechtschaft, oder ertrug ihre Plagen mit verschwiegenem Namen 9). Unschuld zu beschützen, Unrecht zu strafen, vermochten weder König noch Gesetze. Jenen erniedrigen, diese verachten, Schwächere unterdrücken, war Ehre. Den Gewaltthaten gab die Zeit die Heiligkeit des Rechtes.

Bei so uneinstimmigen Gliedern konnte der Körper nie etwas Großes ausserhalb wirken. Kein gemeinschaftlicher Vortheil versammelte, kein anerkannter Führer leitete sie. Vom siebenten bis zum elften Jahrhundert lesen wir nichts als kleine Kriegelein

9) Dem Ackerbaue lagen damals dreierlei Leute ob:

1) *Servi*, deren Klasse die zahlreichste war. Der Herr hatte vollkommene Gewalt über sie, und konnte sie, auch ohne andere Richter, am Leben strafen. Als, wiewohl spät, dieses Recht eingeschränkt wurde, so setzte man doch nur eine geringe Geldstrafe auf den Tod eines Leibeigenen. Die Gesetze selbst machten einen grossen Unterschied zwischen den Strafen eines Freien und eines Knechtes. Jener zahlte, dieser litt am Leibe, und der leichteste Umstand unterwarf ihn der Folter. Die *Servi* hatten keine Ehen. Ihre Verbindungen hießen *contubernia*. Lange blieben sie auch ohne priesterliche Einsegnung, und als ihre Ehen endlich heilig wurden, so hingen sie doch immer unter grosser Strafe von der Verwilligung des Herrn ab. Ihm gehörten die Kinder zu. Er verhandelte seine Sklaven, einzeln, wenn sie vom Hausgesinde waren, haufenweise, mit dem Gute, welches sie baueten. Kleid und Speise war alles, was sie vom Herrn empfingen. Nichts eigenes, alles sein, und was er ihnen ja liefs, nahm er nach dem Tode, als Erbe. Ein

hier und dort eines Edelmannes, der Raub oder Rache suchte. Selten Völker, selten Heere, und wenn sie erscheinen, so ist es, ihr Unvermögen zu zeigen. Und obgleich Karl der Große durch Klugheit und Macht die zertrennten Glieder wieder vereinigte, und der Regierung eine Thätigkeit gab, welche seine Verrichtungen nicht nur unserer Aufmerksamkeit, sondern auch unserer Bewunderung würdig macht, so konnte doch diese, einem Lehenreiche unnatürliche Kraft nicht dauern, sondern fiel mit ihm dahin, und die verschiedenen Staaten, in welche sein Reich vertheilt ward, wurden aufs neue Scenen der Uneinigkeit und ihrer Übel.

Wie hätten bei so verwirrtem Zustande Künste und Wissen-

geschoren Haupt bezeichnete sie: denn lange Haare waren das Zeichen der Freiheit. Kein Zeugniß eines Leibeigenen galt wider einen Freien.

2) *Villani*. Sie waren auch als ein Theil des Gutes angesehen, und gingen mit ihm von einem Herrn zum andern über. Doch zahlten sie nur eine gewisse Rente. Der Rest des Gewinnes war ihre.

3) Freie, die man *Arimannos* nannte, Leute, die neben ihrem eigenen kleinen Gute das Gut eines reichen Nachbarn pachteten, und sich zu gewissen Diensten in der ländlichen Wirthschaft verbanden. Doch behielten sie die Vorrechte der Freiheit, und wurden auch zum Herrn berufen. So weit ging die Unterdrückung der Großen, daß viele dieser Freien sich zu Leibeigenen übergaben, um nähern Schutz und Unterhalt zu erlangen, welches man *obnoxio* nannte. Am liebsten unterwarfen sie sich Äbten und Kirchen, um sich auch mit dem Namen eines Heiligen zu decken. Zur Zeit des Anfanges der Kapetinger war fast der ganze Pöbel in Frankreich und England leibeigen.

schaften blühen können, welche die Gewissheit der Sicherheit und Ruhe erfordern? In weniger als hundert Jahren verschwanden alle Römischen Künste; nicht nur die, welche die Nahrung und Früchte der Pracht sind, sondern auch die, welche das Leben erträglich machen. Gelehrsamkeit, Geschmack waren vergessene Worte, oder wurden an das Verächtlichste verschwendet. Die Vornehmsten waren ohne Kunde der Buchstaben; die Gebeter der Mönche Wenigen verständlich, oder auch nur lesbar. Die Geschichte ward versäumt, oder durch Wunder unförmig. Die Gesetze selbst wichen einem unbestimmten und willkührlichen Gebrauche. Vierhundert Jahre verflossen stumm, ohne ein Buch, ohne eine Erfindung, deren sie sich zu rühmen hätten 10).

10) Viele Patente sind von Königen und Großen mit einem Kreuze unterzeichnet, *propter ignorationem litterarum*. *Herbaud*, ein Pfalzgraf und oberster Richter im neunten Jahrhundert, *Du Guesclin*, Konstabel von Frankreich, einer der größten Männer des vierzehnten Jahrhunderts, konnten weder lesen noch schreiben. Bei Bischöfen, bei Äbten gleiche Unwissenheit; auf den Concilien, vor den Augen aller. Wenn einer zum Priester aufgenommen wurde, so fragte man ihn, ob er die Evangelien und Episteln lesen, und buchstäblich erklären könne? Alfred klaget, daß in seinem ganzen Reiche kein Pfaffe die Liturgie verstehe. Wozu, aufser den Sitten und politischen Umständen, auch die Seltenheit der Bücher beigetragen haben mag. Denn da nach der Eroberung Ägyptens durch die Sarazenen die Zufuhr des damals üblichen Papiere abgeschnitten ward, so blieb allein das zu theure Pergament zum Schreiben übrig. Oft wusch man alte Schriften, etwan eines Livius oder Tacitus heraus, um neue Legenden und Gebete darauf zu schreiben. Selten war ein Privatmann im Besitze eines Buches. Große Klöster hatten oft nicht mehr als Ein Missal. *Lupus*, Abt

Die Christliche Religion, so klar sie ist, wurde in so finstern Zeiten zum knechtischen Aberglauben. Die Barbarn veränderten in der Bekehrung nur den Gegenstand, nicht den Sinn des Götzendienstes. Sie brachten dem wahren Gotte andere Opfer für gleiche Missethaten. Anstatt der schweren Pflicht eines reinen Herzens erdachten sie den leichten Zwang äußerlicher Regeln und Ceremonien 11), der Majestät des Höchsten unwürdig, dem

zu Verrieres, bittet den Papst in einem Briefe von 855 ihm die Bücher des *Cicero de Oratore* und einen *Quintilian* zu leihen, deren wir, sagt er, kein vollständiges Exemplar in ganz Frankreich haben. Eine Abschrift der Homilien Haimons, des Bischofes von Halberstadt, zahlte die Gräfinn von Anjou mit 200 Schafen, fünf Vierteln Weizen, und eben so viel Roggen und Hirse. Als Ludwig der elfte die Werke des Rasis, eines Arabischen Naturlehrers, von den Parisischen Ärzten entlehnte, so mußte er eine gewisse Menge Silbergeschirres zum Pfande, und einen Edelmann zum Bürgen stellen. Wer einem Kloster ein Buch schenkte, der legte es auf den Altar als ein Opfer zur Vergebung seiner Sünden. In dem elften Jahrhundert ward das neue Papier erfunden, ein wichtiger Zeitpunkt in der Geschichte des menschlichen Verstandes, obgleich von Wenigen bemerkt.

11) Der heilige Bischof Ägidius von Noyon redete im siebenten Jahrhundert zu seinen Zuhörern also: »Der ist ein guter Christ, der
 »öfters zur Kirche gehet, seine Gaben auf Gottes Altar legt, die
 »Früchte seines Fleißes unberührt läßt, bis er einen Theil derselben Gott gewidmet; der sich bei herannahenden Kirchenfesten
 »der Keuschheit, auch mit seinem Weibe, befließet, um mit reinem
 »Herzen vor Gottes Altar zu erscheinen. Errettet demnach eure
 »Seelen, da es noch Zeit ist. Geld den Priestern Zehnten und
 »Geschenke, damit ihr einst am jüngsten Tage zum ewigen Richter
 »sagen könnet: Gieb uns, Herr! denn wir haben dir gegeben.« —
 Eine lange Beschreibung eines Christen, ohne ein Wort von Tugend!

menschlichen Verstande schimpflich 12). Die Anstalten und Bemühungen Karls des Großen in Frankreich und Alfreds in England vermochten wenig wider die Unwissenheit ihrer Zeiten, und die Finsterniß fiel aufs neue um so viel dichter auf die Reiche, als sie auf einen kurzen Schimmer folgte.

Selbst die Tugenden der Wildheit waren vergessen: Muth, Selbstachtung, Treue, Beständigkeit, Verachtung der Gefahren und des Todes. Alsdann ist ein Volk am lasterhaftesten, wenn es seine einfachen Sitten verlassen, und die feinern Gefühle des Anständigen noch nicht erreicht hat. In den Zeiten, von denen wir reden, scheint es, man habe sich in Grausamkeit, Meineid und Rache, als in Tugenden, hervorzuthun, und den Ruhm in der Unglaublichkeit der Laster gesucht.

Doch es giebt ein Äußerstes im Sinken, wie im Steigen. Tiefer konnte die menschliche Natur nicht fallen, als sie im Anfange des elften Jahrhunderts gefallen war, und die Gesellschaft mußte sich entweder auflösen, oder gegen eine Verbesserung zurückkehren. Von diesem Zeitpunkte an entdecken wir die Spuren sowohl naher als entfernter Ursachen, welche endlich Ordnung und

12) In etlichen Kirchen Frankreichs beging man ein Fest zum Gedächtnisse der Flucht nach Ägypten, welches man das Eselsfest nannte. Ein reich geschmücktes Mädchen mit einem Kinde auf den Armen wurde auf einen herrlich bedeckten Esel gerade vor den Altar geführt. Während der Messe fiel der abgerichtete Esel bei gewissen Zeichen auf die Knie, und zu Ende des Gottesdienstes, anstatt der gewöhnlichen Entlassungsworte, schrie der Priester dreimal wie ein Esel, und die Gemeinde antwortete ihm mit gleicher Stimme.

und Sitten zurücke gebracht haben. Wir werden sie nicht der Zeit nach, sondern nach ihrem Zusammenhange und Einflusse anführen, und die Grade der Dämmerung bemerken, durch welche wir, nach so tiefer Finsterniß, zum vollen Lichte übergegangen.

Der Geist der Kreuzzüge erweckte die Völker Europens zuerst aus dem langen Schlafe. Sitze berühmter Männer, Scenen großer Vorfälle zu besuchen, ist natürliche Neugier, und war der erste Grund der alten abergläubischen Reisen nach dem heiligen Lande, denen Schwierigkeit und Länge das Ansehen eines Verdienstes und einer Aussöhnung gab, wozu damals noch ein anderer allgemeiner Irrthum kam: die tausend Johannitischen Jahre seien verflossen, und das Ende der Welt nahe 13). Viele jagte die Bestürzung aus ihrem Sitze, aus den Armen ihrer Weiber und Freunde, nach dem Lande, wo sie die Ankunft des Richters vermutheten. Die Kalifen, so lange sie Meister von Jerusalem gewesen waren, hatten den Zuflufs der Pilgrime als einen nützlichen Handel begünstigt, der ihnen Gold für Heiligthümer einbrachte. Aber da Syrien nunmehr von den Türken erobert war, so sahen sich die Pilgrime allen Arten des Schimpfes und der Drangsale ausgesetzt, durch deren vergrößerte Erzählung sie ihre Glaubensgenossen mit Zorn und Rachgier erfüllten 14).

13) In den Patenten des zehnten Jahrhunderts findet man häufig diese Anfangsworte: *Appropinquante mundi terminò.*

14) Auch die Christlichen Einwohner Jerusalems und anderer Städte des Ostes zogen oft als Bettler umher, und klagten der Christenheit ihren jämmerlichen Zustand unter der Herrschaft der Ungläubigen. Im Jahr 986 schrieb Gerbert, Erzbischof von Ravenna (nachher

Die Stimme eines fanatischen Mönches, der mit einem Kruzifixe in der Hand Europa durchlief, genügte die ganze Christenheit wider die Ungläubigen aufzutreiben. In alle Zuhörer fuhr der Unsinn Peters des Eremiten. Das volkreiche Concil zu Plazenz (ihrer waren auf dreißigtausend) nannte seinen Rath eine himmlische Eingebung, und das noch zahlreichere zu Clermont rief beim ersten Vortrage: Zu den Waffen! der Wille Gottes! Die Seuche fraß um sich, und steckte nicht nur den kriegerischen und zu jedem Wunderbaren geneigten Adel an, sondern auch Männer aus niedrigem und ruhigem Stande, Geistliche aller Orden, ja Weiber und Kinder 15). Sechs Millionen trugen das

Papst Sylvester II.) einen Brief an die ganze Christenheit im Namen der Stadt Jerusalem, um sie von ihrem Joche zu befreien. Etliche Pisaner rüsteten auch eine Flotte aus und fielen in Syrien ein, wo sich schon im Jahr 1010 die Furcht und Hoffnung eines allgemeinen Aufstandes der Christenheit verbreitete. So waren die Geister zubereitet, als Papst Urban II. alle Gläubigen zur Fahne des Kreuzes berief.

15) Die Freiheiten, welche Kirche und Krone den Kreuzfahrern ertheilten, waren sehr beträchtlich. Sie konnten keiner Schulden wegen belanget werden, so lange sie im heiligen Dienste blieben. Sie zahlten keine Zinse von den geborgten Geldern, keine Taxen. Sie konnten ihr Land, auch ohne den Willen des Lehnherrn, veräußern. Sie standen unter dem unmittelbaren Schutze des päpstlichen Stules, und wer ihnen Unrecht zufügte, verfiel in den Kirchenbann. Sie hatten alle Vorrechte der Geistlichen, und waren keinem weltlichen Richter unterwürfig. Sie erhielten allgemeinen Ablass aller Sünden. Bei so großen Aufmunterungen wurde es endlich zur Schande sich des heiligen Krieges zu entschlagen. Die enthusiastischen Erzählungen der damaligen Geschichtschreiber sind das getreueste Gemälde des damals regierenden Geistes.

Zeichen des Kreuzes. Ganz Europa schien sich vom Grunde zu erheben, um auf Asien zu stürzen. Die Raserei ging nicht, wie bei Kranken, vorüber; zweihundert Jahre lang blieb Palästina der Gegenstand unseres Eifers, das Grab unserer Heere.

Der erste Anfall einer tollen Macht ist unwiderstehlich. Ein Theil von klein Asien, ganz Syrien und Palästina wurde den Ungläubigen entrissen, und die Fahne des Kreuzes wehete auf dem Berge Zion. Auch Konstantinopel, die Hauptstadt der Christen im Oste, ward ein Raub der Waffen, die Jesum an Mahomed rächen sollten. Fünfzig Jahre lang saß ein Graf aus Flandern und seine Nachkommen auf dem Throne der Griechischen Kaiser. Aber so leicht die unerwartete Eroberung gewesen war, so schwer wurde die Behauptung eines fernen Reiches, von kriegerischen, eben so fanatischen Völkern umgeben, als ihre Überwinder. Das Ende des dreizehnten Jahrhunderts fand keine Christen mehr im Besitze Asiens, dessen Eroberung so viel Blut gekostet hatte; die einzige Unternehmung, zu welcher man jemals alle Kräfte Europens vereinigt gesehen, und das sonderbarste Denkmal menschlicher Thorheit, welche aber nützliche Folgen hatte, deren sich niemand versah. Der Sammelplatz der Heere war Italien, wo Venedig, Genua, Pisa und andere Städte sich auf Handel und Sitten zu legen anfangen. Und obgleich auf dem Landwege durch Dalmatien, an dessen Ufer man die Schiffe zu verlassen pflegte, die ärgste Art der Tyrannei alle öffentliche Tugend erstickt hatte, so blieb doch Konstantinopel, durch welches man den Weg nach Asien nahm, von den Barbarn noch unversehrt, die Zuflucht der alten Künste und Anmuth, mächtig auf dem

Meere, blühend an Manufakturen. Die Niederlage zwischen Europa und Ostindien, reich auch nach dem Verluste so vieler Provinzen, der Pracht ergeben, ja den Wissenschaften in Vergleich mit andern 16). Selbst von den Ungläubigen in Asien war zu lernen, wo das Beispiel und die Bemühungen der Kalifen die Gelehrsamkeit ausgebreitet hatten. Und waren gleich die Geschichtschreiber aufmerksamer auf alles, als auf das wichtigste, und nicht einmal fähig den Zustand, die Sitten der bekriegten Völker zu beschreiben, so erzählen sie doch von einem Saladin, von andern Mahometanischen Fürsten die edelsten Thaten. Es war genug, Sitten und Künste gesehen zu haben. Man erkannte seine Barbarei, empfing Unterricht und entsagte Vorurtheilen. Die Verknüpfung zwischen beiden Welttheilen dauerte lange.

16) Die Vergleichen zwischen den damaligen Griechen und Abendländern kann man, aufser dem, was Chrysostomus von der Pracht und dem Geschmacke der Griechen seiner Zeit erzählt, aus den Geschichtschreibern beider Nationen anstellen, wenn sie die Ankunft der Kreuzheere in Konstantinopel beschreiben. Die Griechen reden von den Franken, als von Barbarn, Rohen und Wilden, mit Verachtung, deren harte Namen schon genug sind, sagt *Anna Comnena*, eine Geschichte zu verunstalten. Die Lateinischen Schriftsteller, unter welchen *Willermus*, Erzbischof von Tyr, der verständigste war, reden von der Hauptstadt im Oste mit einer Bewunderung, die wir, so sagen sie, unsern Landsleuten nicht mittheilen können, da die hiesigen Schönheiten alles, was wir bei uns sehen, zu weit übertreffen. Doch stimmen alle Abendländer in dem Lobe überein, welches sie den Italiänern geben, als den klügsten unter ihnen, als den fleissigsten, als den freiesten und gehorsamsten zugleich gegen Obere und Gesetze.

Die Zurückkommenden behielten auch im Vaterlande die Begriffe, die sie in der langen Abwesenheit gesammelt hatten. Die Pracht der Höfe stieg; feinere Belustigungen, höherer Sinn. So öffnete die tollste Unternehmung des Aberglaubens eine Spalte, durch die der erste Strahl des Lichtes in die Dunkelheit drang.

Aber langsam äufserten sich diese heilsamen Wirkungen. Schneller wiesen sich andere. Der Adel, welcher das Kreuz nahm, hatte zu einem weiten Feldzuge, zur Pracht des Ranges, großer Summen vonnöthen; und da die Natur der Lehen keine außerordentlichen Auflagen zuließ, so verkauften sie um niedern Preis, als Leute, die große Güter in Asien zu erwerben hofften 17). Die Könige, die sich alle der ersten Kreuzzüge enthalten hatten, knüpften beträchtliche Länder mit geringen Kosten an die Krone. Große Lehen fielen ihnen heim, deren Träger ohne Erben im heiligen Lande geblieben waren. Ein großer Theil des Reichthums und der Gewalt ging aus der Aristokratischen Schale in die Monarchische über. Die Abwesenheit so vieler unruhigen Großen gab dem Ansehen des Königes Raum sich auszubreiten.

17) *Humbert II, Dauphin von Vienne* verkaufte mit Genehmigung des Königes einen Theil seines Landes. Er versprach seinem Adel neue Vorrechte, seinen Städten neue Freiheiten für gewisse Summen. Wer ihm nicht in den Krieg folgte, Laye oder Pfaffe, mußte eine Beisteuer zahlen.

Ein großer Theil seiner Einkünfte wurde auf den Unterhalt seiner Truppen verwendet, und erzwang von den Juden und Lampartischen Kaufleuten große Summen zum Behufe seiner Unternehmung. Bei seiner Rückkunft waren seine Schätze so erschöpft, daß er sich an den Juden durch neue Unterdrückungen erholen mußte.

Und da die Kirche allen Anfall auf die Güter der Kreuzfahrer unter Drohung des Fluches verbot, so legten sich auch die innerlichen Fehden und Krieglein, und die Stille bereitete den Gerichten, der Ordnung den Weg.

Auch der Handel wuchs. Nachdem man die Gefahren des langen Weges durch Germanien und Ungarn an dem Beispiele des ersten Heeres unter Peter dem Eremiten und Godfried von Bouillon wahrgenommen, und die See dem Lande vorgezogen hatte, so gewannen Venedig, Genua, Pisa, welche Fahrzeuge liebten, nicht nur auf der Fracht, sondern auch auf den Nothwendigkeiten des Lebens und des Krieges, die sie lieferten, und wo das Heer zu Lande vorrückte, am Ufer nachführten. Dafür erhielten sie große Freiheiten in den neuen Besitzen der Christen in Asien, für sich und ihre Waaren; ganze Vorstädte, Straßen, Häuser, eigene Gerichte in Handelssachen. Die Venetianer, welche die Einnehmung Konstantinopels vorgeschlagen und befördert hatten, nahmen für sich den besten Gewinn: einen Theil des Peloponneses und die fruchtbarsten Inseln des Archipelagus. Der Byzantinische Handel zog sich nach den Städten Italiens, und der Reichthum gab ihnen Kräfte, auch zur Freiheit.

Denn die Barone hatten die Unterdrückung auf Dörfer und Städte, wie auf den Landmann, ausgedehnet. Jede stand unter dem Schutze und der willkührlichen Gerichtsbarkeit eines Großen. Kein Vertrag, kein letzter Wille, keine Veräußerung des Eigenthumes, keine Wahl der Vormünder, keine Ehen ohne seine Verwilligung. Kein Vergleich eines angefangenen Rechtsstreites wurde gestattet, damit dem Richter der Nutzen des Urtheiles

nicht entginge. Dienste aller Arten, ohne Mafs. Den Fleifs der Bürger ersticken, hiefs seinen Vortheil kennen.

Kaum aber hatte der Handel etliche Städte Italiens bereichert, so trat die Gährung in die Gemüther: »Was nütze Knechten der Reichtum, als neues Unglück auf sie zu ziehen? Durchstreiche man darum die Meere, einem frechen Gebieter neue Schätze zu bringen? Freiheit allein sei Eigenthum. Man müsse das Joch endlich abwerfen. Man müsse sich den Genufs so schwer erworbener Güter durch Gesetze, durch eigene Rechte versichern. Man könne es, wenn man sich nur verbinde. Itzt sei die Zeit alles zu erhalten, da die entfernten Deutschen Kaiser in beständige Zwiste mit den Päpsten oder unruhigen Vasallen verwickelt, der Kleinen wenig achten, oder gar neue Hülfe von Freien und Reichen hoffen werden.« Vor dem Ende des letzten Kreuzzuges hatten alle beträchtlichen Städten Italiens die Freiheit theils selbst ergriffen, theils von freigebigen oder leichtsinnigen Herren zum Geschenk erhalten, theils von den Kaisern erhandelt, welche noch froh waren zu verkaufen, was man ihnen abzwingen konnte 18).

18) Nachdem die Italiänischen Städte die Freiheit in ihren Mauren eingeführt und befestigt hatten, so suchten sie auch aufser denselben Gebiete zu erwerben, wie sie ehemals unter den Römern als Municipalstädte gehabt hatten. Unter dem Vorwande dieses alten Rechtes fielen sie auf die Schlösser und Kastelle, mit welchen die Barone bis an ihre Thore vorgerückt waren, und knüpften sie an den gemeinen Sekel. Nach und nach wagten sie sich auch an entlegnere, zwangen die Edlen ihrem Stadtrathe Treue zu schwören, sich den bürgerlichen Auflagen zu unterwerfen, gemeiner Stadt

Ludwig der Dicke in Frankreich gab den Städten seines Gebietes gleiche Vorrechte, um dem Adel eine neue Macht entgegen zu stellen. Die frei gewordenen Bürger ordneten ihre Gerichte, ihre Auflagen, wählten ihre Stadtmiliz, ernannten ihre Befehlshaber, und schickten sie auf den Ruf des Königs zu Felde. Auch die Großen folgten dem Beispiele des Monarchen, ob es gleich ihrer Staatskunst zuwider, ihrer Gewalt verderblich war. Aber, erschöpft durch großen Aufwand für die Kreuzfahrten, ergriffen

wider alle Feinde beizustehen und wenigstens einen Theil des Jahres in ihren Mauren zu wohnen. Andere, auch Geistliche von hohem Range, reizte die Sicherheit und das Wachsthum der Städte freiwillig zu suchen, was man jenen aufgedrungen hatte. Otto von Freisingen meldet in dem Leben Friedrichs des ersten, der Marchese von Montferrat sei fast der einzige in Italien, der sich den Gesetzen keiner Bürgerschaft unterworfen habe. Die Städte, zuvor leer, oder von niederm Pöbel bewohnt, wurden itzt mit großen Häusern und mächtigen Bürgern angefüllt. Auch lebt noch heute der Adel nirgends so häufig in Städten, als in Italien. Aber fast in jeder derselben hatten die Kaiser, als Könige Italiens, ihre Paläste, und das Recht, beim Durchzuge ihre Truppen in die Häuser der Bürger zu verlegen, welches neuer Freiheit gefährlich schien. Einige suchten und erhielten die Versicherung von den Kaisern, sich außer ihren Mauren anzuhalten, andere die Erlaubniß die alten Paläste niederzureißen, und neue in den Vorstädten aufzubauen. Aber Friedrich der erste, welcher die Folgen dieser Eingriffe mit Ungeduld sah, wollte sein Ansehen mit Gewalt behaupten. Die freien Städte Italiens verbanden sich wider ihn, und nach einem wechselhaften Kriege bestätigte ihnen der Kostnitzer Friede 1183 alle alten Vorrechte und Freiheiten. Vor dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten sich die meisten der Oberherrschaft des Reiches völlig entzogen, und zu unabhängigen Republiken aufgeworfen.

griffen sie begierig den Verkauf der Freiheitsbriefe, und zogen gegenwärtige Hülfe fernem Folgen vor. Zweihundert Jahre vertrieben die Knechtschaft fast aus allen Städten Frankreichs 19).

19) Lange vor dem zwölften Jahrhundert, dem Zeitpunkt der freien Städte in Frankreich, findet man schon Entlassungsbriefe, durch welche aber nur die Leibeigenschaft und einige niedrige, schimpfliche Dienste aufgehoben, gewisse Taxen bestimmt wurden. Ein Schritt zur Freiheit, welche doch die Französischen Städte nie so vollkommen erlangten, als die Italiänischen. Jene blieben immer Unterthanen des Königs oder der Baronen, von denen sie ihre *Chartres de Communauté* erhalten hatten, und da jedes Vorrecht, welches sie nun erhielten, eine Neuerung war, so sind diese Briefe die zuverlässigsten Denkmahle der alten Knechtschaft. Es lohnt die Mühe, diejenigen Gesetze zu bemerken, welche in Ansehung der Sicherheit und des Eigenthumes eingeführt wurden.

Zur Sicherheit war die eidliche Verbindung der Bürger, aller für einen, stärker, als der Schutz eines Edelmanns für alle. Niemand konnte in der Stadt wohnen, ohne sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung zu verpflichten. Die Städte hatten das Recht der Waffen, ihre Feinde zu bekriegen, ihre Urtheile zu vollstrecken. Die Geldstrafen der Missethäter (das Verderben der Gesellschaft) wurden in Leibesstrafen verwandelt. Anstatt des Zweikampfes kam Untersuchung und Zeugniß. Wer sich von jemanden eines Argen versah, der konnte ihn mit einem Eide zwingen ihm Sicherheit zu stellen, welches damals so wohlgefiel, dafs es allgemein wurde.

Zum Eigenthume gehören die Unterpfande, die der Käufer bis zur Zahlung geben mußte. Wo kein Pfand war, und der Schuldner widerspänstig oder unvermögend wurde, da konnte der Gläubiger aus eigener Macht feste Hand auf sein Gut legen: ein gewaltsames Recht, welches länger gewähret, als man vermuthen sollte. Die Verordnung, die den Parisischen Bürgern diese Macht verstattet, ist von 1134; diejenige, die den Befehl der Obrigkeit er-

Die großen Städte Deutschlands legten ungefähr zu gleicher Zeit

fodert, erst von 1351. Vielleicht hatte die Gewohnheit den Fehler schon vorher verbessert. Denn nicht immer sind die Gesetze Quellen neuer Gebräuche, oft auch Wirkungen der alten. Die Richter verfahren in diesen Vorfällen mit Ordnung und Billigkeit. Erstlich griff man die fahrende Habe an; wenn diese nicht hinreichte, die liegende. Auch jene mit einigem Mitleiden. Betten, Kleider, Handwerksgeräthe konnten einem Bürger nicht entrissen werden, noch einem Edelmanne Waffen, Pferd und Falk, sein liebstes nach dem Leben; es sei denn dafs er sonst nichts hatte. Niemand wurde Bürger, ohne ein Haus, ein Gut zu haben, woran man sich halten konnte. Es scheint, dafs in verschiedenen Städten die ganze Bürgerschaft für jeden einzelnen haftete. Alle Handel wurden von selbstgewählten Richtern nach gleichen Gesetzen entschieden. Die Abgaben, welche die Stadt dem Landesherrn lieferte, waren im Freibriefe unveränderlich bestimmt, ja auch die Art der Sammlung und der Beitrag eines jeden.

Dies sind die Anfangszüge der Gesetze und Verordnungen, die man im zwölften und dreizehnten Jahrhundert unter dem allgemeinen Namen der Freiheiten begriff. So waren zuvor Unrecht und Knechtschaft verbunden gewesen. Wenn die Städte dem Landesherrn den Eid der Treue schwuren, so foderten sie einen Gegeneid für die Handhabung ihrer Freiheiten, auch wohl adelige Bürger, die sich verbanden, im Falle einer Kränkung sich so lange gefänglich zu stellen, bis dem Unfuge abgeholfen würde. Die Glieder des Rathes waren den Gesetzen eben sowohl unterworfen, als die Bürger, und diese fanden nun Recht, auch wider ihre Obern. Wie verhaßt dem Adel diese Neuerungen waren, bezeugen nicht nur die Worte Guiberts, Abtes von Noyon, welcher sie abscheuliche, wider Gesetz und Ordnung laufende Erfindungen nennt; sondern auch die beiderseitigen Bemühungen, sowohl der Grofsen, insonderheit der Bischöfe, die Freiheiten der Städte einzuschränken, als auch der Bürger, sie bei jeder Gelegenheit, insonderheit eines erledigten Stuhles, wieder zu erobern und auszubreiten.

den Grund ihrer jetzigen Verfassung und ihrer Macht 20). In allen Lehnreichen Europas, in Spanien, England, Schottland, lebte der erstorbene Name freier Bürger wieder auf 21).

20) Die alten Deutschen hatten keine Städte. Sie wohnten zerstreut, wie ihnen ein Bach, eine Wiese gefiel. Hin und wieder häufiger, nie neben einander. In Mauern schienen sie sich Knechte, sie umstürzen hielten sie für Befreiung. Zwar hatten die Römer verschiedene Städte am Rheine gebauet: aber von da bis zum Belte findet man schwerlich vor dem neunten Jahrhundert einen Ort, der den Namen einer Stadt verdienet. Karl der Große legte zwei Erzbisthümer und neue Bisthümer in Deutschland an, deren Anzahl seine Nachfolger vermehrten, und welche damals für Städte gerechnet wurden. Aber Heinrich der Vogler im zehnten Jahrhundert ist der wahre Stifter derselben, als der sie wider die Hunnen mit Mauren und Thürmen umgab, jeden neunten Mann aus dem Felde dahin versetzte, und ihnen den dritten Theil aller Früchte zuführen ließ. Sie wurden nun die Sitze der Concile, der Gerichte. Die im elften Jahrhundert häufig losgelassenen Leibeigenen zogen dahin. Die Paläste der Kaiser, die Entdeckung der Erzgruben, gaben neuen Städten Ursprung, denen nichts mehr fehlte, als Freiheit. Denn in den kaiserlichen Städten sprachen die Graven, oder *Missi* das Recht, in den fürstlichen ihre Beamten. Endlich lernten sie die Freiheit von den Italianischen. Friedrich der erste vermehrte und unterstützte sie, als eine Hülfe wider die Großen. Im dreizehnten Jahrhundert fingen sie an, Bündnisse zur Vertheidigung und sicherem Geleite wider die Unordnungen des Faustrechtes zu machen. Sie wurden der Sitz der Ordnung und Sicherheit. Damals waren sie von dreierlei Leuten bewohnt: von Edeln, Bürgern und Handwerkern, die noch Knechte waren, aber unter Heinrich dem fünften im zwölften Jahrhundert frei wurden. In Deutschland gelangten die Städte langsamer als in Frankreich zur Freiheit, aber zu einer vollkommeneren, indem sie unmittelbare Glieder des Reiches wurden.

21) Die Spanischen Geschichtschreiber haben von der Aufnahme ihrer

Endlich sah man wieder Gesetze, Ordnung, Gerechtigkeit, Verbindung. So fest verknüpfte sich der Begriff der Freiheit mit dem Namen der Städte, daß es einem Leibeigenen genug war, ein Jahr lang unabgefordert in irgend einer Stadt verweilt zu haben, um ein Freier, ein Mitglied derselben zu werden. Man lief nicht mehr zu den Großen um Schutz, nach Kastellen um Sicherheit. Verschanzte Städte, in Waffen geübte Bürger, die Eid und Vorthail verband, boten bequemere Zuflucht an. Der Adel ward minder geachtet, sobald sich andere Hülfe zeigte.

Der König fand nunmehr einen Körper geübter, bereiter und beständiger Truppen zu seinem Dienste, anstatt des auf kurze Zeit zusammen gerafften Volkes, welches ihm zuvor die Barone späte zuführten, öfters abschlugen. Und da ihr Ungehorsam oder Geiz ihm auch das Geld zum öffentlichen Dienste zuweilen ab-

Städte wenig aufgezeichnet. Nur wissen wir, daß im Jahre 1350 achtzehn Städte Sitz und Stimme auf dem *Cortez* in Kastilien hatten. In Aragon scheinen sie sich noch geschwinder empor geschwungen zu haben. Denn 1158 hatten die Bürger von Saragossa schon politische Freiheit, und standen mit dem Adel der zweiten Klasse in gleichem Range. In England wurden die meisten Städte erst nach der Eroberung der Normänner, und nach dem Muster der Französischen, mit Freiheit geziert; doch hatten etliche sie auch schon unter den Sachsen erhalten, denen ihre Rechte itzt nur bestätigt wurden. Sie waren im zwölften Jahrhundert noch in geringem Ansehen, und London hatte nicht mehr als 40000 Einwohner, so viel auch Fitzstephen von seiner Gröfse spricht, der es nur mit andern Städten Englands verglichen zu haben scheint. Daß die Städte in Schottland den Französischen an Einrichtung ähnlich waren, erhellt aus den *Legibus Burgonum*.

geschnitten, immer sparsam vorgezählt hatte, so fand er nun bei den Städten, als Urheber und Bürge ihrer Freiheit, Willen und Vermögen.

Sicherheit gebär Fleiß, dieser Handel, Handel Reichthum, und dieser Pracht und Wollust, anfangs roh und unförmig, endlich fein und anständig. Die Städte wurden volkreich, neue Bande der Verknüpfung, neue Geschäfte, daher auch neue Verordnungen, und was noch neuer war, Beobachtung derselben.

Es war ein Grundsatz des Lehnsystems, daß ein Freier sich keinem Gesetze, keiner Auflage unterwarf, als die er selbst gebilligt hatte. Die Aftervasallen versammelten sich hierzu bei ihren Lehnsherren, die Kronvasallen im Parlamente, auf Reichstagen. Die Städte hatte man bisher im Staate für nichts gezählet: aber sobald sie freie Körper wurden, so begehrten sie Stimme unter den Ständen, das edelste Vorrecht der Freiheit. Dieser Forderung gaben ihre Schätze Nachdruck; glückliche Umstände begünstigten sie. In England beriefen die Feinde Heinrichs des dritten die Städte zum Parlamente, (1263) um für Freunde des Volkes gehalten zu werden. Philipp der Schöne verstärkte durch ihre Zulassung zu den Ständen sein Ansehen wider die Großen 22).

22) Nach der Zulassung der Städte zu den Reichsversammlungen wies sich in Frankreich ein herrlicher Eifer nach Freiheit. Die Bündnisse der Städte mit dem Adel wurden der einreißenden Gewalt der Könige entgegengesetzt, und diese begegneten nun dem Volke mit Freundlichkeit, ja mit Ehrerbietung. Während der Gefangenschaft des Königs Johannes machten die (1355) versammelten Stände (die aus achthundert Mitgliedern bestanden, deren vierhundert städtische Gesandte waren, und wo der Bischof von Laon, und Marcet, der

In Deutschland fühlten sie ihr eigen Gewicht, begehrten und erhielten (1293) eine besondere Bank auf dem Reichstage.

Nun hatte das Volk einen Fürsprecher, und eine neue Macht trat zwischen den König und die Großen, bei welcher beide Beistand suchten, und ihn wider Ungerechtigkeit fanden. Die Gesetze flossen aus neuen Quellen nach einem neuen Ziele. Man entdeckte, daß sie zum Glücke der Völker dienen sollten, und fing an in Statuten von einem allgemeinen Besten zu reden. Fast jeder Schritt zur Linderung der Härte, zur Einschränkung des Stolzes, zur Erweiterung bürgerlicher Rechte, war ein Werk dieses neuen Körpers in den Staaten.

Zuletzt ergoß sich die Freiheit auch auf die Felder, wo bisher der Ackermann, an den Boden geheftet, als ein Theil des Gutes im Handel, im Eigenthume gewesen war. Auch die Loslassung war noch immer fruchtlos geblieben, wenn sie nicht, als eine Verminderung des Lehens, von der ganzen Reihe der Oberlehensherren, bis zum Könige hinauf, bestätigt worden war. Leibeigenes Hausgesinde konnte frei werden; der Bauer sah kein Ende seiner Knechtschaft.

Itzt hoffte der Landmann auch eine Änderung für sich; der

Vorsteher der Pariser Kaufleute, die Geschäfteten regierten) solche Verordnungen, die mehr einem freien Staate, als einem Lehnreiche zukommen. Dieses geschah lange zuvor, ehe das Unterhaus in England einiges Gewicht erlangte. Denn gleichwie das Lehnssystem in Frankreich schneller als in England zu seiner Reife gelangt war, so fiel es auch eher; nur daß die Bemühungen des Volkes nach Freiheit in diesem glückten, in jenem fruchtlos blieben.

König versprach sich von solcher neuen Zuwachs für seine Gewalt, der Adel neuen Gewinst. Endlich erklang die Stimme der Menschlichkeit vom Throne Frankreichs: »Jedermann, sagten Ludwig der zehnte und Philipp sein Bruder, ist von Natur frei geboren, und als wir Franken heißen, sollen wir es auch sein.« So wie in Italien die Republiken zunahmen, und der Handel Gleichheit einführte, so wurden auch ihre Prädialsklaven losgelassen. In einigen Provinzen Deutschlands erhielten sie Freiheit, in andern Linderung. In England verschwand auch ohne Gesetz der Name, der Begriff der Knechtschaft 23).

Die ehemals bloßen Werkzeuge wurden also zu nützlichen Gliedern des Staates. Der Ackersmann baute nun um Pacht die Erde fleißiger, als vorhin aus Zwange, und sie belohnte ihn

23) In den Loslassungsbriefen der Leibeigenen wurde das Recht sie zu verkaufen aufgehoben, sie wurden zu Herren ihres Vermögens vor und nach dem Tode gemacht, ihre Dienste und Abgaben festgesetzt, und ihnen die Wahl der Ehen überlassen. Der Religion sind wir eine so menschliche Veränderung schuldig, obgleich die Leibeigenschaft lange neben ihr bestanden hatte. Die meisten Loslassungsbriefe von Ludwig dem zehnten führen die Worte: Zur Ehre Gottes, zum Heil der Seele. Sie wurden auf dem Sterhebette als gute Werke verordnet, oder bei glücklichen Vorfällen als Dankopfer. Die Handlung selbst geschah in der Kirche. Der Leibeigene ging dreimal mit einer brennenden Kerze um den Altar herum, faßte die Ecke desselben, und so wurde die Formel über ihn ausgesprochen. Eine Zeitlang dauerte das Recht sich durch Annehmung eines geistlichen Ordens frei zu machen. Doch der Mißbrauch desselben wirkte bald seine Abschaffung. Aber der nehmliche Religionsgeist verleitete zu der nehmlichen Zeit hinwieder andere, ihre Freiheit auf-

reichlicher. Änte, Heerde, Gewinn war nun sein. Raum für Hoffnung, auch für Ehrbegierde, wo Gaben waren.

Es blieb übrig die Gerichte zu verbessern, von deren erster Art wir nichts gewisses angeben können, als ihre allgemeine Verwirrung. Wenig Ansehen bei den Richtern, jeder sein eigener. Nach Gesetzen, im Namen der Gesellschaft zu urtheilen, andern zur Warnung zu strafen, dazu fehlte der Verstand, öfter der Wille, noch öfter die Gewalt. Eigene Rache war die Form und das Maß der Strafen in Missethaten. Kein Kläger trat auf, als der Beleidigte. Aberglaube vermehrte die Unordnung, und verbannte vollends die schwache Vernunft. Die Gerechtigkeit aus diesem Schlamm zu ziehen, brauchte die Staatskunst Jahrhunderte

zuopfern, und wo ihnen ein Heiliger gefiel, sich seiner Kirche zum Dienste zu übergeben. Diese sogenannten *Oblati* waren von dreierlei Art: 1) Vasallen, die sich nur in ihren Schutz begaben, und zu ihrer Vertheidigung verbanden. 2) *Censuales*, die ihr eine jährliche Rente und gewisse Dienste leisteten. 3) *Ministeriales* oder Leibeigene im engsten Verstande, die zeitlichen Spott für ewigen Ruhm suchten. So lange das Lehnrecht in seiner Stärke blieb, so war die Loslassung selten, durch Gesetze eingeschränkt, als ein Mißbrauch. Nach der Verordnung Ludwigs des zehnten wollten viele Leibeigenen die Freiheit nicht annehmen, so niederträchtig hatte sie die Gewohnheit des Joches gemacht. Unter den Englischen Statuten ist keines der Verordnung Ludwigs des zehnten gleich. Und ob es zwar scheint, die Regierungsform habe allda persönliche Freiheit frühe begünstigt, so finden wir doch noch Spuren der Knechtschaft bis unter Heinrich dem achten und seiner Tochter Elisabeth.

derte. Drei Hauptschritte brachten sie wieder auf sichern Grund.

Der erste war die Abschaffung der Privatkriege. Rachgier und Freundschaft sind dem Menschen angeboren. Jene fühlt er nicht nur für sich, sondern für alle, an die ihn Blut, Wahl oder Ehre knüpft. Auch Wilde verbinden sich für jeden der Ihren. Die Rache einem andern überlassen, halten sie für Zagheit. Schranken der Genugthuung erkennen, für Schimpf.

Dies war die alte Art der Germanier, der Barbaren in ihren Wäldern, wo sie, in kleinen Gesellschaften, bei allgemeiner Gleichheit minder gefährlich war. Aber auch nun, in großen Reichen, bei neuer Einrichtung, ungleich getheilte Macht, öfteren und schwereren Beleidigungen, verfuhrten sie auf gleiche Weise, und die Mächtigen hielten auf ihr altes Vorrecht. Die Gerichte waren weder sicher noch billig genug, um sich das Vertrauen der Uneinigen zu erwerben. Hitzig in den Zänken, fand man gewisseres und schnelleres Recht im Schwerte. Alle Verwandten auf beiden Seiten nahmen Theil am Streite. Die Sache eines Blutsfreundes verlassen, war nicht nur schimpflich, sondern auch strafbar. Das Übel schlug so tiefe Wurzel, daß man endlich den Fehden Form und Ordnung vorschrieb, als um einem natürlichen Rechte seinen Lauf zu bestimmen.

Zwar hatte Karl der Große den Einfluß dieses Mißbrauches auf die königliche Gewalt gefühlt, und ihn nachdrücklich verboten. Aber was vermochte das Leben eines Mannes wider uralte Gewohnheit? Seine schwachen Nachfolger brauchten Scheinmittel. Kein Krieg hieß gesetzmäßig, als nach förmlicher

Ausforderung der Verwandten und Anhänger des Gegners. Vierzig Tage mußten nach der Beleidigung verstreichen. Keine Privatwaffen durften geführt werden, sobald der König wider einen allgemeinen Feind zu Felde lag. Auch die Kirche drohete den Fluch. Sie führte Offenbarungen und Erscheinungen an, damals stärker als Gründe. Doch erhielt sie nichts, als kurzen Stillestand für Tage, der Andacht gewidmet. Der Adel verwarf oder verdrehte die Verbote. Noch im vierzehnten Jahrhunderte finden wir Beispiele dieser Kriege in Frankreich und andern Ländern, wo der Mißbrauch endlich keinem ausdrücklichen Gesetze, sondern dem langsamen Wachstume des königlichen Ansehens und sanfterer Sitten wich, nicht abgeschnitten ward, sondern erlöschte 24).

24) Die Selbsttrache, deren Gebrauch die Barbarn in die neueroberten Reiche mit sich übergetragen hatten, war ein Vorrecht des Adels. Handel der Leibeigenen, der Stadtbürger, der Freien von niederm Range, unter sich oder mit Edeln, gehörte vor die Gerichte. Die Zwiste des Adels schlichtete das Schwert. Selbst die hohe Geistlichkeit bestellte Männer von hohem Range und Rufe zu Advokaten, Vidamen oder Vögten, ihre Fehden zu führen. Auch Bischöfe und Äbte stellten sich bisweilen an die Spitze ihrer Vasallen. Rechtmäßige Ursachen des Krieges waren: Gewalt, Schimpf, Missethaten, die wir itzt mit dem Tode bestrafen. Auch geringeres Unrecht genügte. Alle Zeugen des Vorfalles mußten Theil am Kriege nehmen, und die Verwandten in den Graden, in denen die Ehe verboten war; auch die Vasallen, als ein Theil der Familie.

Einen so tief eingewurzelten Mißbrauch auszurotten kostete viele Gesetze, lange Zeit. Erstlich versuchte man es, durch Bestimmung gewisser Geldsummen die Genugthuung für jedes Unrecht

Das zweite Mittel die Ordnung wieder herzustellen, war die Abschaffung des gerichtlichen Zweikampfes, welcher bisher in zweifelhaften Fällen die letzte Zuflucht unwissender Richter gewesen war. Bei einem rohen Volke, wo Lesen und Schreiben Gelehrsamkeit hieß, geschahen fast alle Verträge mündlich, schwer zu erweisen, leicht zu läugnen. Die Natur des rechtlichen Beweises, seine Grade, die Vergleichung widersprechender

leichter zu machen. Karl der Große befahl unter schwerer Strafe dem Beleidiger die Buße zu zahlen, dem Beleidigten, sich damit zu begnügen. Allein das Gesetz kam zu frühe für seine Zeit, und nach seinem Tode stieg die Unordnung höher als vorhin: gewöhnliche Wirkung einer schwachen Regierung nach einer strengen. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts riefen die Bischöfe Frankreichs die Religion zu Hülfe, den öffentlichen Frieden zu befestigen. Als die Verbote in den Kirchspielen, das Ansehen der allgemeinen Versammlungen, die Eide auf den Gräbern und Leichnamen der Heiligen unkräftig blieben, so griff man zu übernatürlichen Dingen. Ein Engel erschien einem Bischofe von Aquitanien, und übergab ihm einen Brief vom Himmel, in welchem die Fehden verboten wurden. Er wirkte einen siebenjährigen Stillstand, und die Unterlassung der Kriege an hohen Festen, und vom Donnerstage jeder Woche bis auf den folgenden Montag, als die Zeit, die der Heiland am Kreuze, im Grabe, in der Auferstehung zugebracht, welches man den Gottesfrieden nannte, dessen Gebrauch auch die Nachbarn annahmen, die Päpste verordneten. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts gab eine neue Offenbarung eines Zimmermannes in Guienne den zu Puy versammelten Baronen und Prälaten Gelegenheit, sich zur Handhabung des Landfriedens zu verbinden, welches man die Brüderschaft Gottes hieß. Philipp August, oder, welches wahrscheinlicher ist, Ludwig der Heilige, machte die Verordnung, daß keine Fehde eher anfangen solle, als vierzig Tage nach der Beleidigung.

Zeugen und Umstände waren zu schwere und mühsame Kenntnisse. Wo nicht Überzeugung war, da liefs man zum Eide. Der einreissenden Menge falscher Schwüre setzte man Feierlichkeiten der Religion, Schrecken des Aberglaubens entgegen, deren Eindruck die Wiederholung schwächte. Hierauf erfand man das Mittel der Mitschwörer oder Compurgatoren, da der Beklagte eine gewisse Anzahl freier Leute, seiner Nachbarn oder Verwandten,

Diefs nannte man den Königsfrieden, welcher der Kühlung des Zornes und der Vermittelung der Freunde Raum gab. Philipp der Schöne befahl, (1296) dafs alle Fehden aufhören sollten, sobald er wider einen Feind des Staates auszöge. Diese beiden Gesetze wurden, als nützlich, von Philipps Nachfolgern wiederholt, von den Nachbarn eingeführt. Bald aber schrien die Edlen über Kränkung ihrer Rechte, und zwangen die Könige zu neuen Gestattungen. Der Verspruch des sichern Geleites ward zu einer neuen Art von Frieden, da man sich auf gewisse Zeit, oder auf immer, freiwillig, oder auf Befehl eines Obern, versprach alle Feindseligkeiten zu unterlassen. Auch Vasallen erteilten ihren Lehnsherren zuweilen solche Sicherheit. Eine Erfindung, welche aus den Städten herührte. Auch traten zuweilen die Edeln einer Gegend zusammen, und ordneten Schiedsrichter an. Bis endlich Karl der sechste (1415) mit völliger königlicher Gewalt alle Privatkriege verbot, und alle Streitigkeiten den Gerichten unterwarf. Noch nach ihm geschah ein gleiches Verbot in *Dauphiné* (1451) unter Ludwig dem elften. So langsam erwuchs zu einem Gesetze, was der erste Grund der Gesellschaft ist.

In England scheinen die Sachsen das nehmliche Recht eingeführt zu haben. Die Gesetze eines Ina, Edmund, Eduard, gleichen den Verordnungen der Französischen Könige ihrer Zeit. Doch ward Eduards Gesetz vom Königsfrieden deutlicher und wirksamer, als in Frankreich. Nach der Eroberung waren die Fehden in England sel-

je nach der Wichtigkeit der Sache (in etlichen Fällen bis auf dreihundert) stellen mußte, welche eidlich erhärten mußten, daß sie seine Aussage für wahr hielten. Da es aber eine Ehrensache war, seinen Obern oder Blutsfreund in keinem Falle zu verlassen, so konnte auch der Meineid auf Anhang zählen. Die Unbilligkeit der Urtheile wurde so offenbar, daß endlich die Probe des Eides den allgemeinen Unwillen erregte.

Die Klugheit selbiger Zeit wußte nichts sichreres an ihre Stelle zu setzen, als die so genannten Gerichte Gottes. Unver-

tener als in irgend einem Reiche. Ob dieses der von Wilhelmen angenommenen Macht und eingeführten Gerechtigkeit, oder den Sitten der Normänner zuzuschreiben sei, welche in ihrem Lande die Fehden nicht gekannt hatten, ist ungewiß. Das letztere scheint aus einer Verordnung des Königs Johannes zu erhellen, wenn sie nicht unächt, oder auf Unwahrheit gegründet ist.

In Kastilien und Aragon wütete die Selbststrache unter einem hitzigen und mächtigen Adel weit stärker. Erst 1519 brachte Karl der fünfte das Werk der öffentlichen Ruhe zu Stande. Italien hatte ungefähr gleiches Schicksal mit Frankreich.

In Deutschland war das Übel grösser und trauriger als irgendwo, da bei den beständigen Zwisten der Kaiser mit den Päpsten der Adel, ja die Städte unabhängig und eigensinnig wurden. Man entlehnte von Frankreich den Gottesfrieden ohne Nutzen. Kaiser Wilhelm verbot 1255 alle Fehden, und sie dauerten fort. Die Bünde der Edlen und Städte, welche unter dem Namen des Rheinischen, des Schwäbischen und anderer kleinerer bekannt wurden, führten nach und nach vom zwölften bis zum funfzehnten Jahrhundert Frieden und Ordnung ein. Im Jahre 1495 war die kaiserliche Gewalt im Stande den Landfrieden zu einem Gesetze zu machen, und das Kammergericht zu endlicher Entscheidung aller Händel unter den Reichsgliedern aufzurichten.

letzt den Arm in siedendes Wasser stecken, ein glühendes Eisen in bloßen Händen tragen, barfuß auf Scheermessern gehen, den Gegner im Zweikampfe überwinden, waren Proben der Unschuld, bei deren Ablegung der Allmächtige zum unpartheiischen Richter angerufen, die Unternehmer durch priesterliche Einsegnung vorbereitet wurden. Eigenthum, Ehre, Leben wurden also Preise des Zufalles, der Stärke, der List. Die Märchen von den Wundern der Heiligen, der einzige Unterricht, den die Jugend von Mönchen empfing, beredeten das Volk, daß Gott auch der geringsten Vorfälle wegen den Lauf der Natur, die Gesetze der Ordnung breche: um wie viel mehr in wichtigen Dingen, zum Richter aufgerufen?

Doch die Probe des Zweikampfes verdunkelte bald die übrigen alle, als einem kriegerischen Adel angenehmer. Die Wasserprobe, die Feuerprobe wurde Niedrigen überlassen. Man freute sich der Erfindung, als des höchsten Punktes menschlicher Klugheit. Wo die Gesetze unverständlich waren, bestimmte man ihren Sinn durch Zweikampf. Auch Zeugen, welche keinen Theil am Streite hatten, behaupteten ihre Aussage mit dem Schwerte. Selbst den Richter zwang ein hingeworfener Handschuh von seinem Stuhle in den Kampfplatz zu steigen. Geistliche, Weiber, Minderjährige, Alte, stellten Kämpfer an ihre Stelle, die aus Liebe oder um Lohn fochten. In allen Reichen Europens waren die Vorfälle des Zweikampfes, durch Gesetze bestimmt, von Erfahrenen erklärt, die einzige Wissenschaft des Adels.

So wurde die Gerechtigkeit aus ihrem Sitze vertrieben, die Faust edler als Verstand und Tugend, und die Gerichte, der Zaum der Frechheit, vermehrten sie.

Ein so fest gegründetes Gebäude zu stürzen waren die Blitze des Geistlichen Armes unvermögend; der Weltliche untergrub es langsam, bis es einfiel. Heinrich der erste in England verbot den Zweikampf in Geldsachen unter einer gewissen Summe. Ludwig der siebente folgte ihm in Frankreich. Die Verordnung Ludwigs des heiligen, eines zu großen Gesetzgebers für seine Zeit, durch welche er die Rechtsuntersuchung einführen wollte, fand keinen Gehorsam, als in seinen Domänen, und bei wenig Vasallen. Der Adel behielt das alte Recht für sich, und erzwang auch Bestätigungen desselben. Doch siegte zuletzt die Standhaftigkeit der Könige. Alte Meinungen auszurotten vermögen keine schnellen Verbote, sondern neue Meinungen, durch Umstände oder Klugheit eingeführt. Nach und nach wurden die gerichtlichen Kämpfe seltener, hörten auf, erschienen wieder, und die erlöschende Gewohnheit warf ihre letzten Funken noch im sechzehnten Jahrhunderte 25).

25) Im Jahre 775 entstand ein Streit zwischen dem Bischofe von Paris und dem Abte von Saint Denis über das Eigenthum einer Abtei. Bei der Schwierigkeit der Sache wurde eine Kreuzprobe verordnet. Jede Partei stellte einen Mann, welcher während der Messe mit ausgereckten Armen vor dem Kreuze stehen mußte. Der Mann des Bischofes ward am ersten müde, veränderte die Stellung, und verlor den Streit. Die Feuer- und Wasserprobe scheint in den Gerichten noch älter als der Zweikampf gewesen zu sein. Zwar meldet Paterculus, daß bei den alten Germaniern alle Rechtshandel durch das Schwert geschlichtet worden. Aber nachdem die Barbarn Sitz und Glauben verändert, so hatte sich der Aberglanbe noch über die Wildheit geschwungen.

Von den Gerichten der Barone hatte man bisher keine Zuflucht zu einem höhern Stuhle gehabt. In vielen Reichen des Alterthumes sehen wir Beispiele unruhiger Großen; aber nie hatten sie sich der höchsten Gerichte so vollkommen angemahlet, als im mittlern Alter; welches aus der alten Verfassung herkam, da

Aus einem alten Schwedischen Gesetze erhellet, daß der Zweikampf ursprünglich nur wegen Beschimpfung erlaubt wurde, und sich erst langsam auf Verbrechen und Eigenthum ausgedehnet habe. Die Worte des Gesetzes lauten ungefähr also: »Sagt ein Mann zum andern: du bist nicht ein Mann, wie andere Männer! — und der andere spricht: ich bin ein Mann, so gut als du! — Laßt sie einander finden auf dem Heerwege. — Kömmt der erste, und der andere bleibt aus, so halte man ihm für schlechter, als er genannt worden. — Kömmt der andere, und der erste bleibt aus, so mag er ihm rufen dreimal, und ein Zeichen auf die Erde machen, und er soll für unehrlich gehalten werden.« —

Kriegerische Völker sind gegen alle Vorwürfe der Zagheit sehr empfindlich. Die Gesetze der Salier und Longobarden bestimmten eine eigene Strafe für jedes Schimpfwort, und was wir in unsern Zeiten für hohe Föhlung der Ehre halten, sind nichts als Reste der rohen Denkart unserer Ahnen. Wie weit endlich der Mißbrauch des Zweikampfes gegangen, kann man aus beiden folgenden Beispielen schließen. Im zehnten Jahrhunderte entstand die Frage: ob die Enkel, deren Vater schon gestorben, mit ihren Oheimen zugleich an dem Vermögen des Großvaters erben sollten. Kaiser Otto überließ die Entscheidung einem Kampfe. Der Ritter der Enkel überwand, und es wurde zum Gesetze, daß sie ihren Vater vorstellten.

In Spanien stritt man im elften Jahrhunderte darüber, ob die Musarabische oder Römische Liturgie Gott angenehmer sei. Der Adel schlug die Entscheidung durch das Schwert vor. Der Musara-

da gar keine Gerichte gewesen waren. In den neuen Sitzen äußerte sich der Unfug dieses Mangels. Die Schiedsrichter waren ein schwaches Mittel, als welche nicht zwingen, nur bereden konnten. Man fühlte die Nothwendigkeit der Gewalt, und die Gewohnheit des Gehorsams trug den Baronen das Richteramt auf. Jeder führte seine Leute zu Felde, und sprach ihnen Recht

bier siegte. Aber da die Königin und der Erzbischof von Toledo auf der Seite des Papstes waren, so wurden die beiden Liturgien einer zweiten Probe unterworfen. Beide warf man in das Feuer. Auch hier triumphirte die unverletzte Musarabische über die Asche der Römischen. So viel Gewalt und Kunst wandten aber die Königin und der Erzbischof an, daß die alte Form dennoch nur in gewissen Kirchen beibehalten wurde.

Jedem war im mittleren Alter vergönnet das Recht zu wählen, nach welchem er leben wollte, das Römische, Longobardische, oder jedes andere. Aber Kaiser Otto befahl, daß jedermann, welches Rechts er sich auch bediene, den Gesetzen des Zweikampfes unterworfen sein solle.

Der Zweikampf verdunkelte alle andere gerichtliche Proben: denn auch gegen Patente und Zeugen konnte man mit dem Schwerte auftreten, ihre Falschheit zu behaupten. Desto allgemeiner wurde diese Form, und kein Theil des Rechtes ist fleissiger und umständlicher ausgeführt, als dieser. Selbst die Kirche vergaß ihren Abscheu vor dem Blute, und übergab ihre Streitsachen dem Schwerte ihrer Ritter. Kaiser Heinrich der erste meldet, daß er sich, in Zusammensetzung seiner Verordnung über den Zweikampf, des Rathes vieler frommen Bischöfe bedienet habe.

Das letzte Beispiel eines gerichtlichen Kampfes in Frankreich fällt in das Jahr 1547. In England öffneten sich die Schranken noch in den Jahren 1631 und 1638. Aber die Zurüstungen blieben durch die Vermittelung Karls des ersten ohne Folge.

in seiner Halle. Da aber die Widerspänstigkeit der Verurtheilten Mühe, zuweilen Gefahr mit dem Richteramte verknüpfte, so forderte man auch die Belohnung derselben in Sporteln, die man eben so genau bestimmte, als die Geldbusse oder den Abtrag, damals die gemeinste Art der Genugthuung, die die Urtheile auferlegten.

Ehre und Vorthail trieb also die Barone, keine andern Richter in ihren Gränzen zu dulden. Der Gewinn von den Urtheilen wurde ein neuer Theil des Einkommens, bei Manchen das Ganze. Um so eifriger suchten sie sich des Vorrechtes zu versichern. Sie zwangen den König seinen Richtern den Eintritt in ihre Gränzen zu verbieten. Und wenn je die Königsrichter, deren Gewalt nunmehr in die Domänen eingeschränkt war, aus Irrthum oder zum Versuche diese Gränzen überschritten, so konnte der Baron nicht nur seine Leute ihrer Hand entreißen, sondern auch Genugthuung für den Schimpf begehren. So zerfiel jedes Lehnreich in eine Menge unabhängiger Gerichtsstühle, deren jeder seine besondere Form und Gebräuche hatte, und die sich tägliche Eingriffe thaten: Verzögerungen der Gerechtigkeit. Die Bande der kleinen Gesellschaften wurden stark und enge, die Bande der großen schwach oder aufgelöst.

Die Könige wählten auch hier langsame Klugheit vor plötzlichem Anfalle. Zuerst entriß man den Schwächeren die Entscheidung einiger der wichtigsten Fälle, und besänftigte zugleich die Mächtigen durch neue Bestätigungen unumschränkter Macht. Doch hörte das Volk einen höhern Richter nennen. Man versuchte es mit Appellen, anfangs nur wegen versagten Rechtes,

ohne großen Widerstand; nach und nach auch ungerechte Urtheile zu verbessern, welches empfindlicher fiel. Die Könige gaben nach, wenn die Vasallen sich verbanden, fuhren im Plane fort, wenn sie getrennt und schwach waren. Die Appelle wurden gemeiner, da der Zweikampf seltener ward. Denn an dem Urtheile des Himmels zu zweifeln, wäre Ruchlosigkeit gewesen. Die Hofgerichte, welche bisher im Lande herumgezogen waren, wurden an Zeit und Stelle gebunden, mit wackern Männern besetzt; man gab ihnen Ansehen, ihren Versammlungen Pomp, ihren Urtheilen das Verdienst der Billigkeit und Gleichheit. Sie wurden die Zuflucht, das Vertrauen des Volkes, und die Könige durch dieses dritte Mittel die Vorsteher der Gerechtigkeit. Die Gerichte der Barone fielen in einigen Reichen in Verachtung und Abgang, in andern wurden sie öffentlich abgeschafft, in andern eingeschränkt 26).

26) Die Bestimmung des Abtrages geschah Anfangs durch Vergleich. Die Friesischen Gesetze rathen dem Beleidiger sich abzufinden, so gut er könne. Man fand hierauf größere Billigkeit bei den Schiedsrichtern, denen aber die Macht fehlte, ihre Urtheile zu erfüllen. Diese ward endlich Richtern gegeben, und der Preis jeder Beleidigung an Leib oder Ehre mit einer oft scharfsinnigen, oft lächerlichen Genauigkeit festgesetzt. Für den Schutz, den der Richter der Unschuld verlieh, empfing er ein *fredum*, welches in gemeinen Fällen der dritte Theil des Abtrages war. Dafür mußte er die eine Partei zwingen zu geben, die andere sich zu begnügen. Ein Grundsatz, dessen Spuren wir noch in einem Aragonischen Gesetze von 1564 finden, kraft dessen keinem zum Tode Verdammten das Leben geschenkt werden kann, es sei denn mit Einwilligung des Beleidigten. Übrigens scheinen die Barbarn, sobald sie sich der Römischen

Zu dieser Verbesserung trug das kanonische Recht nicht wenig bei, welches zwar auf Einer Seite als eine politische Anlage

Provinzen bemeistert, Gerichte bestellet zu haben, jeder in seinem Eigenthume. Auch mit dem Lehnbesitze war die Gerichtsbarkeit ursprünglich verbunden; in wie weit, ist ungewiß. Doch hatten sich die Mächtigen schon im zehnten Jahrhundert des endlichen Ausspruches in hohen und niedern Gerichten angemafset. Sogar in England, wo doch die Normännischen Könige die Gewalt der Barone mehr als in andern Reichen zurückhielten, wurden Pfalzgrafschaften errichtet, in deren Bezirk den Königsrichtern zu treten verboten war; aus welchem allen unerträgliche Unordnung entsprang. Die Könige suchten ihr durch verschiedene Mittel und stufenweise abzuheffen. Unter Karl dem Großen übten die *Duces*, *Comites* und *Missi regii* (die beiden ersten waren beständige und seßhafte, die letzten außerordentliche und streifende Richter) theils eine gleiche Gewalt mit den Baronen, theils eine höhere. Aber ihr Ansehen fiel unter den folgenden schwachen Regierungen. Die *Juges des exempts*, in welchen Ludwig der sechste die *Missos dominicos* wieder herstellen wollte, wurden nicht geduldet. Der Appell wegen versagten Rechtes war der erste Schritt zur Erneuerung der richterlichen Gewalt der Könige, da viele kleine Edelleute nicht einmal im Stande waren ihre Gerichte zu besetzen. Hierauf wurden auch von Urtheilen der Mächtigen Appelle verursacht, welche die Königsrichter immer begierig annahmen. Die erste rohe Form der Appelle beweiset, wie sehr man sich ihnen widersetzt habe. Die unterdrückte Parte lief, als verfolgt, zum Palaste des Königs, und rief ihn mit großem Geschrei um Hülfe an. Doch die Abschaffung des gerichtlichen Zweikampfes begünstigte die Vermehrung der Appelle so sehr, daß endlich fast alle wichtigen Streitsachen vor die königlichen Gerichte gebracht wurden. Vor Alters richteten die Monarchen selber, entweder allein, oder in schweren Dingen mit ihrem Hofgerichte. Karl der Große hörte beim Ankleiden die Parteien an, und Ludwig der heilige setzte sich öfters im Walde von

der Päpste erscheint, durch die sie zu der übermäfsigen Macht gelanget, welche endlich alle Thronen erschüttert, und der Frei-

Vincennes in den Schatten einer Eiche, und liefs alle vor sich, die Klagen hatten. Bei der endlich übermäfsigen Menge der Rechtshändel wurden zu Ende des zwölften Jahrhunderts *Baillifs* oder Amtleute ernannt, die den alten *Comitibus* einigermaßen glichen, und ihr Ansehn je länger je weiter auszubreiten suchten. In dem Lehnrechte war ein sehr alter Unterschied zwischen der hohen und niedern Gerichtsbarkeit. Dieser wurde zu einer Quelle täglicher Vorwände die Gewalt der Barone zu schmählern. Endlich, da zuvor das Hofgericht mit dem Könige im Lande umhergezogen und allein an grossen Festen gehalten worden war, setzte Philipp August 1305 das Parlament zu Paris feste, und hiefs es den grössten Theil des Jahres offen stehn. Andere wurden in verschiedenen Provinzen aufgerichtet. Doch widersetzten sich die Mächtigen lange und heftig dem Ansehen der Parlamente, und tödteten öfters, oder beraubten ihrer Güter diejenigen, die von ihren Urtheilen an diese Gerichte gehen wollten.

In England war die Landesgerichtsbarkeit der Barone eben so alt und unumschränkt. Wilhelm der Eroberer stellte ein beständiges Gericht in der Halle seines Palastes an, aus welchem die heutigen vier Gerichte entsprangen. Heinrich der zweite theilte sein Reich in sechs Bezirke, und schickte streifende Richter zu gewissen Zeiten. Die nächsten Monarchen nach ihm ernannten die Friedensrichter. Die Vorrechte der Pfalzgrafen wurden gemindert oder aufgehoben, und das ganze Richteramt fiel endlich in die Hände des Königs und derer, die ihn vorstellten.

Um uns nicht in das Labyrinth der Deutschen Gesetze und Gerichte zu vertiefen, begnügen wir uns mit der Anmerkung, dafs die Gewalt des Reichshofrathes und des Kammergerichtes gleichen Mißbräuchen der Privatgerichte, und gleichen Bemühungen der Kaiser ihren Ursprung zu danken habe.

heit aller Völker gedrohet hat, auf der andern aber als eine nützliche Sammlung heilsamer Gesetze für das Eigenthum, die Verträge und Rechte der Privaten. Die Barbarn, als sie das Christenthum annahmen, trugen auf die schon mächtige Klerisei alle die blinde Ehrfurcht über, an die sie gegen ihre Götzenpriester gewohnt waren. Ihr Amt, ihre Person war gleich heilig. Welcher Schwachheit sich diese bedienten, alle weltliche Gerichtsbarkeit abzuwerfen, und unter künstlichen Vorwänden eine Menge gemeiner Personen und Händel vor ihren Gerichtsstuhl zu ziehen.

Die Geistlichen, die einzigen Verwahrer der Wissenschaft ihrer Zeit, hatten aus den übergebliebenen Schriften der alten Rechtsgelehrten ein Gesetzbuch zusammengetragen. Dieses gab ihren Urtheilen Gewissheit und Gleichförmigkeit. Bann und Fluch gab ihnen auch Nachdruck.

Von solchen Gerichten abzuweichen, die dem Schwerte nichts, den Gesetzen alles geben, wurde nun als eine Gnade gesucht und vergönnet. Auch konnte man hier durch mehrere Instanzen bis zum Haupte der Kirche steigen, und ein Irrthum war nicht unersetzlich. Viele kanonische Grundsätze wurden auch in weltlichen Gerichten angenommen, um ihr Ansehen bei dem nun klügern Volke zu erhalten 27).

27) Wann eigentlich die Geistlichkeit angefangen sich der Gerichtsbarkeit der Laien zu entziehen, ist schwer zu bestimmen. In dem ersten und reinesten Alter der Kirche wufste man nichts von solcher Ausnahme. Die Klerisei warf dieses Joch nicht plötzlich, sondern langsam ab. Karl der Große vermehrte seine Richter (796) die Verwalter der Güter einer Kirche zu Mans nicht vor öffent-

Die Römischen Gesetze sind das edelste Denkmal eines Volkes, welches die Welt zu bezwingen und zu regieren bestimmt war. Aber bei den Barbarn waren sie schon lange, als unverständlich und unbrauchbar, vergessen. Durch ungefähren Zufall fand man gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts eine Abschrift der Pandekten in Italien. Schon waren die Geister durch lange Ge-

liches Gericht zu ziehen, sondern die Sache still und gütlich beizulegen. Diese Begünstigung erweiterte sich durch den Ehrgeiz der Pfaffen und die Blindheit der Laien so sehr, daß es jenen endlich ein leichtes war, unter verschiedenen Vorwänden jeden Laien und jede Rechtssache dem geistlichen Stuhle zuzueignen. So übel gegründet auch diese Mißbräuche gewesen sein mögen, so war doch ihre Rechtslehre immer weit vernünftiger, als die Rechtslehre der Laien. Nie scheinen sie die Gesetze der Barbarn angenommen, immer die Römischen beibehalten zu haben, in so fern sie noch im Gedächtnisse, in der Theodosianischen Sammlung, in andern Büchern übrig waren. Denn da jedem sein Recht zu wählen erlaubt war, (welches in wichtigen Verträgen allemal festgesetzt wurde) so war es der Gebrauch, daß jeder, der in einen Orden trat, seinem vorigen Rechte entsagte, und das Römische annahm.

Frühe im neunten Jahrhundert fing man an, die kanonischen Gesetze in einen Körper zu sammeln, zweihundert Jahre eher, als man daran dachte die Landesgebräuche und Ordnungen zusammen zu lesen. Die Geistlichen, welche nach geschriebenen Gesetzen richteten, hatten die Probe des Zweikampfes in Abscheu, und alle Schritte der Laien, ihre Gerichte zu verbessern, waren Entlehnungen aus dem kanonischen Rechte, welches oft als ein Verdienst und eine Empfehlung der neuen Gesetze angeführt wurde. So ward es zu einem Vorrechte von geistlichen Gerichten abzuhängen, welches wir oben unter den Vortheilen begriffen gesehen, durch welche man das Volk zu den Kreuzzügen lockte.

sellschaft und Vermischung der Geschäfte zubereitet, den Werth dieses Schatzes zu erkennen. Noch unfähig die Schönheiten der Redner und Dichter, die tiefen Wahrheiten der Weltweisheit zu fühlen, freuten sie sich dennoch einer Lehre, welche allen Vorfällen des Vortheiles mit Billigkeit und Deutlichkeit begegnete. Man fiel mit Eifer auf die neue Wissenschaft, und in kurzer Zeit hatte sie öffentliche Lehrer in den meisten Theilen Europens.

Den Geist der Ordnung, welcher aus dieser Kenntniss entsprang, fühlten auch die alten Gesetze. Noch vor Ende des zwölften Jahrhunderts wurde das Lehnrecht in ein System gebracht, das kanonische vermehrt und methodischer eingerichtet, die ungewissen Gebräuche der Provinzen und Länder gesammelt und in Ordnung gesetzt. Bei einigen wurde das Römische dem unvollkommenen Landrechte als eine Ergänzung zugegeben, bei andern vermischte es sich unvermerkt mit den eigenen Gesetzen; aller Orten gewann es Einfluss oder Macht 28).

Hieraus

28) Im Jahr 1137 wurden die Pandekten zu Amalfi gefunden. Wenig Jahre darauf ward Irneyius, ein Deutscher, schon öffentlicher Lehrer derselben in Bologna, von wannen sie sich nach allen Theilen Europens ergossen, und zu einem Theile des Akademischen Unterrichtes wurden. Im Jahre 1150 wurden die Lehngesetze von zwei Mailändern zusammengetragen. Gratian erneuerte fast zur nehmlichen Zeit das kanonische Gesetzbuch. Dafs die *Assises* von Jerusalem schon vorher (1099) in einen Körper erwachsen, ist besonders Ursachen zuzuschreiben. Denn eine Pflanzstadt, in welcher sich so verschiedene Nationen vermengten, konnte ohne gewisse Statute nicht bestehen. Aber was die Europäer damals im Oste thaten, hatten sie im Vaterlande noch versäumt. In England fing

Hieraus entstand ein neuer Stand im gemeinen Wesen, wo zuvor, als bei Barbarn, nur einer in Ehre war, die Waffen. Da war weder Unterricht, noch Ergetzung, als in diesen; die Geschäfte des Friedens wenig und einfach. Das Richteramt des Adels erforderte keine Kenntnisse, als etwan einiger alten Gebräuche und der Regeln des Zweikampfes, ihn anzuordnen, seine Vorfälle, seinen Ausgang zu entscheiden.

Als aber die Rechte zu einer Wissenschaft erwachsen, so enthielt sich der stolze und träge Adel der Gerichte, wo ihn Unwissenheit lächerlich machte, Schwierigkeiten ermüdeten. Die Führung, die Entscheidung der Prozesse wurde einem neuen Orden aufgetragen, welcher die Zuflucht, das Orakel des Volkes, mit Würden, Gewalt und Ehrenzeichen gezieret wurde, die zuvor allein der Preis des Schwertes gewesen waren. Es öffnete sich ein neuer Weg zu Reichthum und Ansehen, und die Verdienste des Friedens erschienen in ihrem Range 29).

Glanville erst im Jahr 1181 an, die Gebräuche und Statuten der Britten zu verbinden. *Pierre de Fontaine* und *Beaumanoir* machten die ersten Sammlungen provinzialischer Rechte unter Ludwig dem heiligen. Dieser König befahl ein gleiches Werk in seinen Domänen, und Karl der siebente 1453 in allen Provinzen des Reiches. Der Sachsen- und Schwabenspiegel, die Gesetzbücher der Deutschen, fallen in die Zeiten Friedrichs des ersten im zwölften Jahrhundert.

29) Die Auferziehung des Adels war allein kriegerisch, und so waren auch die jugendlichen Übungen Königs Franz des ersten gewesen, welchen hernach eigene Vernunft und Geschmack zum Vater der Wissenschaften gemacht haben. Die hohen Geistlichen wollten noch

Unterdessen hatte sich der Rittergeist im Adel eingeschlichen, eine Erfindung, ausschweifend für jede andere Zeit, nützlich für die ihrige und die folgenden. Recht und Schwachheit fanden, wie wir oben gesehen, keinen Schutz, als hin und wieder in der Großmuth Einzelner. Da sich ein Theil des Adels zur Vertheidigung der Pilgrime im heiligen Lande waffnete, so erklärte sich der andere zum Retter der Unschuld zu Hause; welches endlich die Beschäftigung des ganzen Ordens wurde, als durch den Verlust Asiens die fernern Züge aufgehört hatten. Frechheit bestrafen, Unterdrückte befreien, Keuschheit, Waisen, Priester beschützen, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Religionseifer, ohne welchen damals nichts großes geschah, wurden die Tugenden der irrenden Ritter, ihre Abenteuer der Stoff der Romane. Lange Prüfung, große Feierlichkeiten bei der Aufnahme, gaben der Würde Ansehen; der öffentliche Dank setzte Ritter über Könige, welche es nicht verschmäheten dazu geschlagen zu werden.

Sogleich wurden die Kriege gelinder, die Sitten feiner, das

immer mehr für Edelleute, als für Hirten der Gemeinde gelten. Sie legten sich auf die nehmlichen Künste, und wider alle Verordnungen der Päpste und Concile trugen sie Waffen, zogen zu Felde, und fochten an der Spitze ihrer Schaaren. Ritterschaft war lange Zeit eine Würde gewesen, zu deren Vorrechten man weder durch Rang noch Geburt hatte gelangen können. Die sich aber nun in der Wissenschaft der Rechte hervorthaten, wurden zu gleicher Ehre mit den Tapfern erhoben, und die Namen *miles justitiae*, *miles litteratus* wurden gemein. Gewissen Graden in den Gerichten ward die Ihre der Ritterschaft angeheftet, und die Beeiferung nach Ehre entzündete alle Gemüther mit Fleiße.

Unrecht seltener, der Ritterorden eine Schule der Wahrheit, der Treue, der Ehre, die man aufs äußerste trieb. Die Begierde nach Ruhm trieb zwar einige zu den ungereimtesten Unternehmungen, aber sie pflanzte allen edle Gesinnungen ein. Das Lächerliche dieses Gebrauches haben viele eingesehen, seinen Nutzen wenige. Menschlichkeit im Kriege, Höflichkeit im Umgange, Empfindlichkeit in der Ehre, die drei Hauptcharakter unserer neuern Sitten, sind wir grofsentheils dem Einflusse des Rittergeistes schuldig, welcher sich vom zwölften bis in das funfzehnte Jahrhundert am meisten äufserte. Ja, die Begriffe blieben, nachdem der Orden schon gefallen war. Franz der erste wollte im Kriege durch Tapferkeit, im Frieden durch Pracht, ein vollkommener Ritter heifsen, und der Wetteifer trieb seinen stillen und klugen Gegner bisweilen zur nehmlichen Rolle.

Den Abenteuern der Ritter glichen einigermafsen die ersten Unternehmungen des menschlichen Verstandes, als er wieder auflebte. Freilich hatten die Römer zur Zeit ihres Falles den reinen Geschmack verloren, welcher die Werke ihrer Ahnen zu Mustern des wahren Schönen für alle Zeiten macht: doch liebten sie noch Witz und Künste, welche auf Barbarn so wenig Eindruck machten, dafs sie sie als unnütz verachteten, und es für Fleifs hielten, ihre Denkmahle zu zerstören. Die Verwirrung des Regimentes hatte lange Zeit allen Fortgang des Verstandes gehindert. Als aber zu Anfange des zwölften Jahrhunderts Freiheit, Sicherheit und Ruhe eingeführt wurden, so entdeckte der Mensch neue Kräfte in sich, und fing an Beschäftigungen zu lieben, deren er vorher unfähig gewesen war.

Doch verfehlte er den rechten Weg. Denn bei allen Völkern pflegt die Einbildung sich eher als das Urtheil zu entwickeln, und Homere gehen vor Sokraten voraus. Unsere Väter fielen auf einmal mitten in das Labyrinth metaphysischer Spitzfindigkeiten. Sie hatten den Christlichen Glauben angenommen, aber nicht mehr den reinen. Eine eitle Philosophie hatte schon seine Geheimnisse zu erklären, leere Fragen aufzuwerfen und zu beantworten unternommen. Eine scholastische und vorwitzige Theologie war die erste Übung der erwachten Geister. Die Griechen im Oste, die Araber in Spanien und Afrika, deren jene die Religion, diese die Weltweisheit durch müßigen Scharfsinn verunstaltet hatten, waren ihre Lehrer in beiden. Das Exempel verführte sie zu mühsamer Thorheit, da die Natur sie zu angenehmen Künsten rief.

Nie hatte wahre Weisheit so viel Eifer bei den Menschen gefunden, als damals diese ekelhafte Wahnlehre. Jeder Hauptkirche, fast jedem Kloster wurden Schulen angeknüpft. Kollegien, Universitäten wurden zu Körpern, die eigene Gesetze, eigene Gerichte hatten. Plane eines ordentlichen Unterrichtes, Vorrechte für Lehrer und Schüler, Titel und Grade zum Lohne des Fleißes wurden erfunden. Man erhielt Hochachtung beim Volke, Vorzug beim Fürsten. Es entstand ein Zufluß zu Schulen, als einer neuen Thüre zur Ehre.

Eines verhinderte den Nutzen dieser Bemühungen allgemein zu werden. Die Europäischen Sprachen waren noch barbarisch, ohne Zierde, ohne Stärke, ja ohne Deutlichkeit. Der Befehl der Kirche hatte die Lateinische Sprache der Religion gewidmet; Ge-

wohnheit machte sie der Gelehrsamkeit eigen. Im zwölften, im dreizehnten Jahrhundert keine Bücher, als Lateinische. Jede andere Sprache schien die Wissenschaften zu entheiligen. Der Tempel der Weisheit war einem kleinen Haufen geöffnet, der Menge verschlossen.

Aber obgleich den Fortgang des menschlichen Verstandes so viel Umschweife hinderten, so viel Schwierigkeiten einschränkten, so gewöhnte er sich doch an Fleiß und Übung, und, welches der vornehmste Nutzen der Wissenschaften ist, sie erweichten die Sitten 30).

30) Die spitzfindigen Griechen, welche im Oriente den Wissenschaften noch oblagen, da sie im Weste schon lange vergessen waren, hatten sich gänzlich auf theologische Zänke gelegt, und viele Uneinigkeiten, mit denen sich unsere Priester noch heute beschäftigen, sind ein Theil des Erbes, welches uns die Griechen hinterlassen haben.

Da die Araber, nach der Befestigung ihres Reiches im Oste, die Schriften der alten Griechen und Römer zu durchspüren anfangen, so schien der reine und weise Geschmack ihrer Dichter und Redner einem Volke von so heißer Einbildungskraft zu kalt und trocken. Doch fühlten sie den Werth ihrer Philosophen: denn die Wahrheit ist dem Einflusse der Zeiten und Sitten nicht unterworfen. Homere wurden versäumt, aber sie übersetzten die Schriften der Weltweisen in ihre Sprache, und fielen mit der größten Hitze auf Geometrie, Astronomie, Arzeneikunst, Logik und Metaphysik. In den drei ersten trugen sie nicht wenig zur Erweiterung bei. In den beiden letzten nahmen sie den Aristoteles zum Führer, und machten durch übertriebenes Klügeln seine ohnehin schon spitzfindige Philosophie gar kindisch und unverständlich. Die Schulen des Ostes waren in großem Rufe, zu welchem auch die Spanischen gelangten. Viele

Zu diesem allem kam endlich noch die Ausbreitung des Handels. Wilde Völker haben weder überflüssige Dinge zu entbehren, noch Bedürfnisse zu ersetzen, und kennen ihre Nachbarn kaum anders als durch Kriege. Auch war die erste Wirkung des Einfalles der Barbarn diese, daß die unter der Römischen Macht verbundenen Reiche in so viel einzelne Staaten zerfielen, zwischen welchen alle Verknüpfung aufhörte, da die Meere unsicher, die

Gelehrte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts waren Arabische Zöglinge, und die ersten Begriffe der Aristotelischen Philosophie wurden aus Übersetzungen der Arabischen Übersetzung geschöpft: eine neue Knechtschaft, die der Wahrheit fast eben so hinderlich war, als Unwissenheit.

Die Errichtung der Kollegien und Universitäten ist ein wichtiger Zeitpunkt in der Geschichte der Wissenschaften. Denn der Unterricht in den Schulen der Kirchen und Klöster war bisher bloß auf die Sprachlehre eingeschränkt gewesen. Aber nun ernannte man in jenen öffentliche Lehrer für alle Theile der Wissenschaften. Von den Akademischen Graden in der Pariser Universität (welche die übrigen fast alle zum Muster genommen) geschieht die erste, wiewohl dunkle Meldung auf das Jahr 1215. Im Jahr 1231 waren sie schon völlig festgesetzt. In wie hoher Achtung diese Würden standen, beweiset der Vorzugsstreit, den die Doktoren öfters mit den Rittern hatten, denen sie als *Chevaliers de Lectures* und *Milites Clerici* gleich zu sein behaupteten. Die Anzahl der Lernenden wurde so groß, daß im Jahr 1262 zehntausend Jünglinge sich allein in Bologna der Rechte beflissen. In Oxford waren im Jahr 1340 dreißigtausend Schüler versammelt, und im nehmlichen Jahrhunderte gaben in Paris zehntausend Graduirte ihre Stimme über eine Frage, welche der hohen Schule vorgelegt wurde. Ein starker Beweis des neuen Fleißes, obgleich freilich damals wenig andere hohe Schulen in Europa waren.

Seehafen verdächtig, jede Reise, auch nur von Einer Provinz zur andern, wegen geduldeter Räubereien und Unterdrückungen der Großen gefährlich war. An seinen Sitz geheftet, vergaß man sogar die Namen fremder Völker 31).

Zwar Italien war immer in einiger Verknüpfung mit dem Oste geblieben, und hatte seinen Geschmack an feinen Bequem-

31) Als im zehnten Jahrhundert Gr. Burchard nahe bei Paris ein Kloster stiften wollte, so begab er sich nach *Clugny* in Burgund, und bat den Abt, einen sehr heiligen Mann, ihm seine Mönche in das neue Kloster zuzuführen. Ich hoffe, sprach er, du wirst meine so lange und mühsame Reise in ein so entferntes Land nicht vergeblich sein lassen. Doch ihm versagte der Abt seine Bitte, da es ihm unmöglich wäre die Ermüdungen eines so weiten Weges in ein unbekanntes und fremdes Land zu ertragen.

Im zwölften Jahrhundert sollten die Mönche von *Ferrieres* bei *Sens*, und die zu *Tournay* in Flandern eines Geschäftes wegen in Unterhandlung treten. Aber beiderseits wußte niemand wo *Sens* oder *Tournay* lag. Sie schickten von beiden Klöstern Boten aus, einander aufzusuchen, und nach langer Irre geschah die Entdeckung von ungefähr.

Die älteste Landcharte des mittlern Alters, in einer Chronik von *Saint Denys* stellet die damals bekannten drei Welttheile also vor, daß sich Jerusalem in der Mitte des Erdkreises befindet, welchem Alexandria und Nazareth gleich nahe liegen.

Die allgemeine Gastfreiheit ist immer ein Zeichen eines unbesuchten Landes. Im mittlern Alter war sie nicht nur eine Tugend, sondern auch durch die Gesetze geboten. Wer einen Reisenden zu beherbergen abschlug, zahlte bei den Burgundiern eine Geldbusse; bei den Slaven beraubte man ihn seiner Güter und verbrannte sein Haus. Bei Andern war der Diebstahl erlaubt, wenn er in der Absicht geschah, einen Gast zu bewirthen. Sobald die Landstraßen

lichkeiten beibehalten; doch sein Handel durchkroch nur einige anstossende Provinzen. Die Kreuzzüge vermischten zuerst die Völker Europens unter sich und mit andern. Und obgleich Eroberung, nicht Handel, der eigentliche Endzweck des Unternehmens

volkreicher wurden, so fiel die alte Tugend, und ward ein Zweig des Handels.

Noch stärkere Beweise lassen sich aus andern Gesetzen ziehen. Die Landesherren wandten alle Mittel an, Fremde von der Niederlassung in ihren Gebieten abzuhalten. Wer von einer Provinz des Reiches in eine andre zog, der mußte sich innerhalb Jahresfrist zum Vasallen des neuen Barons bekennen: wo nicht, so wurde er an Gelde gestraft; und wenn er bei seinem Tode nicht einen Theil seines Vermögens an den Landesherrn vermachte, so zog dieser das Ganze, als verfallen, ein. Ja in ältern Zeiten konnte der Landesherr jeden Fremden zu seinem Knechte machen. Bei den Anfällen der Normänner flohen viele Bewohner der Seeküsten nach den innern Provinzen des Reiches, und wo sie Rettung hofften, fanden sie Knechtschaft. In andern Ländern (und es scheint fast in allen) erlaubte das Strandrecht denen, die an den Ufern des Meeres oder großer Flüsse wohnten, alle Personen und Güter, die durch Schiffbruch an das Land geworfen wurden, als eigen hinweg zu führen. Dreierlei Leute konnten bei den alten Welschen ungestraft getödtet werden: Tolle, Aussätzige, Fremde. Langsam liefs man von der alten Härte nach, und der häßlichste Rest derselben bestand noch vor kurzem in dem Lande, welches auf die feinsten Sitten Anspruch macht. Im neunten Jahrhundert waren die Wege in Frankreich so unsicher, daß man nicht anders als in Karavanen reisen konnte. Ja die Richter, die man *Centenarios* nannte, mußten eidlich versprechen, den Straßenträubern weder beizustehen, noch Unterschleif zu gewähren.

mens gewesen war, so wies sich doch bei jener großer Verlust für kurzen Besitz, bei diesem Gewinnst und Dauer. Ihn machten die neuen Städte zu ihrer Beschäftigung, und befestigten ihre Freiheit durch Reichthum. Kurz nach den heiligen Kriegen wurde der Kompaß erfunden, welcher die Länder gleichsam näher zusammen rückte.

Zur nehmlichen Zeit legten die Italiäner ihren Handel mit den Ägyptischen Seehafen, eigene Manufakturen zu Hause an, und verpflanzten Gewächse wärmerer Länder in das ihrige. Die übrigen Völker fingen an eine gewisse Niedlichkeit zu lieben, die ihre Ahnen nicht gekannt, oder die sie verachtet hatten. Die Lombardei hatte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den gewinnsamen Handel mit ganz Europa allein in Händen. Sie schickte ihre Gesellschaften in alle Reiche, wo man sie unter besondern Schutz nahm, die Härte der alten Gesetze gegen Fremde ihnen zu Liebe mäßigte, und große Freiheiten ertheilte 32).

32) Schon unter Karl dem Großen hatten die Italiäner einen Handel mit den Griechischen Städten angelegt, aus welchen sie die Bequemlichkeiten des Ostes in ihr Vaterland übertrugen. Im zehnten Jahrhunderte fing Venedig an mit Alexandria zu handeln, wie auch die von Amalfi und Pisa. Den Einfluß der Kreuzzüge auf ihr Gewerbe haben wir oben bemerkt. Eine ihrer gewinnsamsten Manufakturen wurde die Seide, welche man vorhin allein in Asien zubereitete. Bei den Römern war sie so selten gewesen, daß sie noch im dritten Jahrhundert unter dem Kaiser Aurelian gegen Gold abgewogen wurde. Und obgleich Justinian im sechsten Jahrhundert die Seidenwürmer nach Griechenland verpflanzt hatte, so blieb doch die Seide noch eine Waare der größten Pracht. Roger der erste,

Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erwachte der Handelsgeist auch im Norde. Ein Gewerbe auf dem Belte zu errichten verbanden sich Hamburg und Lübek wider die häufigen

König von Sicilien, trug 1130 den Bau derselben nach seinem Reiche über; und er verbreitete sich in Italien so sehr, daß bei einem öffentlichen Aufzuge in Genua um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts tausend Bürger, alle in Seide gekleidet einhergingen. Auch der Bau der Zuckerrohre wurde fast zur nehmlichen Zeit in Sicilien versucht, und dann nach Spanien, nach den Kanarischen Inseln und endlich nach der neuen Welt ausgebreitet.

Die Zuführung so angenehmer Waaren verschaffte den Italiänern eine gütige Aufnahme in allen Theilen Europens. Im zwölften Jahrhundert gab man ihnen in Frankreich Vorrechte, selbst vor den Bürgern des Landes. So wie die Waaren, so hatten sie auch das Geld allein in Händen, welches sie endlich selbst zur Waare machten. Die Gewinnsucht, mit welcher sie die ersten Wechselgeschäfte trieben, entschuldigt ein Umstand: Kein Handel kann bestehen, wenn nicht die Gesetze einen gewissen Zins der geborgten Gelder festsetzen, welcher dem Eigenthümer als ein Theil des Gewinnes, und als eine Vergütung seiner Gefahr zufließt. Die Kirche zog damals die Verbote des Wuchers, welche die heilige Schrift enthält, ungeschickter Weise auch auf die Zinse. Die Lamparthischen Kauflente fanden sich also in einen verbotenen Handel verwickelt, der sie einer Strafe aussetzte. Bei Ausleihung der Gelder wollten sie also auch diese Gefahr bezahlt haben, und die Zinsen stiegen um so höher. Im dreizehnten Jahrhundert zahlte die Gräfinn von Flandern, welche große Summen zum Lösegelde ihres Gemahls aufnahm, zwanzig auch dreißig Procente. Philipp der vierte stellte im Jahr 1311 die Interessen in den Jahrmärkten auf zwanzig Procente fest; Karl der fünfte in den Niederlanden auf zwölf, welches alles den großen Gewinn beweiset, den man damals aus dem Handel zog.

Seeräuber. Andere traten zu ihnen. Achtzig Städte vom äußersten Belte bis Cölln am Rheine errichteten den berühmten Hanseebund, den endlich auch Könige fürchteten oder suchten. In allgemeinen Versammlungen machten sie Gesetze für die Gesellschaft, die erste dieser Art in der mittlern Zeit. Sie zogen die Schifffahrt an sich, legten Stapeln an, unter welchen Brügge in Flandern die vornehmste war. Dahin brachten die Italiäner ihre Waaren, und vertauschten sie gegen die rauhen, doch nützlichen des Nordes. Die Bürger der Hanseestädte führten das eingebrachte Gut die Flüsse hinauf, und theilten es den inneren Provinzen aus.

Täglich vermehrten sich Bedürfnisse und Anfragen. Die Niederländer verdoppelten ihre Arbeit in Flachs und Wolle, welche schon von Karl dem Großen an beträchtlich gewesen zu seyn scheint. Brügge, der Ort, in welchem sich der Handel zwischen dem Süde und dem Norde vereinigte, breitete den Fleiß in Flandern aus, welches zu einem volkreichen und begüterten Lande wurde 33).

33) Die Schifffahrt war damals noch so unvollkommen, daß man die Reise aus dem Belte nach der Mittelländischen See nicht in Einem Sommer verrichten konnte. Man wählte also Brügge zum Sammelplatze zwischen beiden. Hier flossen die Waaren des Sudes und Nordes zusammen, welches großen Reichthum nach Flandern goß. So daß der Herzog von Brabant im Jahr 1359, als er seine Tochter an den schwarzen Prinzen, den Sohn Eduards des dritten vermählte, ihr eine Mitgift von 1500000 Thalern gab: eine Summe, welche damals die Mitgaben der größten Prinzessinnen weit überstieg.

Eduard der dritte in England errieth die Ursache dieses Flores, und suchte seine Unterthanen aufzumuntern, welche bisher die Früchte ihres Landes an Ausländer verkauft, und sie verarbeitet wieder eingehandelt hatten. Er berief Flamändische Arbeiter, machte weise Gesetze für die Handlung, errichtete Wollfabriken, und blies den Eifer an, welcher die Britten endlich zum ersten Volke in der Handlung gemacht hat 34).

34) Der Anwachs des Handels in England war sehr langsam. Während der Heptarchie lag es in kleine Reiche zertheilt, in beständige Kriege verwickelt, in Unwissenheit versunken, den Anläufen der Dänen ausgesetzt. Kaum war es unter Einem Haupte vereint, so wurde es ein Raub der Normänner. Und nachdem diese im Laufe etlicher Regierungen mit ihren Überwundenen in Ein Volk zusammengewachsen waren, so unterstützten sie ihre Monarchen in ihren Ansprüchen auf Frankreich. Als auch diesen der schlechte Erfolg ein Ende gemacht, und man einiger Ruhe zu genießsen anfang, so brachen die Kriege zwischen den Häusern York und Lankaster aus, die verderblichsten von allen. So viele besondere Ursachen fügten sich in England zu den allgemeinen Hindernissen, die den Handel in Europa erstickt hatten. Vor Eduard dem dritten verkauften die Engländer alle ihre rohe Wolle an die Flamänder und Italiäner, und sie blieb, auch nach der Ankunft der von Eduard berufenen Arbeiter, lange noch der Hauptartikel, den die Fremden bei ihnen abholten. Denn ob sie gleich schon 1217 ihren ersten Handelsbund mit Haquin, dem Könige von Norwegen geschlossen hatten, so wagten sie sich doch erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts mit ihren eigenen Schiffen in den Belt, und erst hundert und funfzig Jahre hernach in die Mittelländische See, da sie kurz vorher auch die Seehafen der Spanier und Portugiesen zu besuchen angefangen hatten.

Was uns bei der heutigen Verknüpfung aller Welttheile wenig scheint, war damals ein großes, gegen die vorigen Zeiten gerechnet, und in Ansehung des Gewinnes, den die Sitten daraus zogen. Die Vorurtheile verschwanden, aus welchen der Haß der Völker entspringet. Sie gewöhnten sich, durch Vorthail gelockt, einander beizustehen. Man liebte den Frieden, als einträglicher. Ein neuer Geist regierte in den Gesetzen, Bündnissen, Kriegen und Staatsgeschäften, dessen Spuren der Beobachter nunmehr bei jedem Schritte in der Geschichte antrifft.

ZWEITES BUCH.

Diese Anstalten, obgleich durch solche die innerliche Ruhe befestigt, die Sitten gebessert waren, hatten doch den Staaten noch keine Kraft gegeben, wichtige Dinge ausserhalb zu wirken. In kleinen Völkern theilen sich Zorn, Eifersucht, Rache schnell mit, und verbinden auch Wilde. Große Völker kann allein der Befehl eines Herrn, oder die Macht der Gesetze vereinigen.

Aber beim Antritte des funfzehnten Jahrhunderts waren beide, König und Gesetze, so viel sie gleich gewonnen hatten, noch zu schwach für solche Wirkungen. Der Adel widerstand noch beiden, und sah auf jeden grossen Anschlag des Fürsten, als auf ein gefährliches Unternehmen der Herrschsucht.

Die Einkünfte der Könige waren schmahl, die ausserordentlichen Steuern freiwillig, die Heere klein und ungeübt, auf kurze Zeit versammelt, unwillig sich vom Vaterlande zu entfernen, dem Adel mehr zugethan, als dem Könige, dessen Anschläge sie oft mehr hinderten, als betrieben. Der alte Fehler der Römer, ihre Hauptstärke in die Reiterei zu setzen, hatte sich auch bei den Nachkommen ihrer Überwinder eingeschlichen, nicht aus Träg-

heit, sondern aus Stolze des Adels, welchen Rittergeist und Turniere an das Pferd gewöhnt hatten. Die Heere bestanden fast aus nichts als Reitern, der Fußstofs wurde nicht gerechnet.

Bei dieser innern Schwäche sah kein Staat auf die Handlungen des andern. Keine Bündnisse, kein Gleichgewicht, keine Gesandtschaften, keine Aussichten auf künftige Gefahr. Gegenwärtige Noth allein trieb zum Entschlusse. Der Handel wirkte keine Vermischung als zwischen Privaten. Den Unruhen jedes Staates sahen die Nachbarn gleichgültig zu.

Im Laufe der langwierigen Kriege zwischen England und Frankreich, da es an dem gewesen war, daß Ein Monarch beide Kronen verbunden hätte, regte sich niemand als die Herzoge von Burgund und Bretagne, welche ihre Lage zur Theilnehmung zwang. Aber auch diese folgten immer der blinden Leidenschaft des Augenblickes, nie beständiger Klugheit. Niemand widersetzte sich der Versammlung aller Spanischen Zepter in Einer Hand. Weder Päpste noch Kaiser fanden Mittel sich einen mächtigen Fürsten zu verbinden.

Nicht, daß es den Höfen an Einsicht und Fühlung ihres Vortheiles fehlte. Die Schwäche der Staaten war es, die ihre besten Anschläge unfruchtbar, und die Beständigkeit eines Planes unmöglich machte. Aber sobald im funfzehnten Jahrhundert die Könige sich eine vollkommnere Gewalt erwarben, so fingen sie an sich zu bemerken, zu verbinden, oder einzuschränken. Dann entsprang das politische Gleichgewicht, welches unter Karl dem fünften zu seiner Reife gebracht, bis auf unsere Zeiten unter täglichen Abwechslungen seinen Zweck beständig erhalten hat.

Der erste Zufall, der die neue Ordnung der Dinge in Europa

zubereitete, war die Verknüpfung der Provinzen, welche die Engländer auf festem Lande besaßen, mit der Krone Frankreichs. Denn so lange jene, als Besitzer der reichsten Theile dieses Staates, Frankreichs besten Krieger in ihren Heeren, und den Weg in das Herz desselben offen hatten, so waren sie mehr die Gebieter als die Vasallen ihrer schwachen und furchtsamen Lehnsherren. Der Tod Heinrichs befreite den Parisischen Thron von einem fremden Regenten, und als nach ihm eine lange Minderjährigkeit und die Zwiste am Englischen Hofe der Tapferkeit des Französischen Adels und der Klugheit seines Monarchen Raum gaben, so verloren die Engländer nicht nur die neueroberten, sondern auch die alten Provinzen, und wurden endlich in die engen Gränzen des Kalesischen Gebietes eingeschlossen.

Sogleich fühlten die Französischen Monarchen den Zuwachs ihrer Macht, und den Vortheil ihrer an einander hangenden und volkreichen Provinzen. Sie waren die ersten, auf welche die Nachbarn mit Furcht oder Eifersucht sahen. In den langen Englischen Kriegen hatte man die Fehler eines Heeres bemerkt, welches zur Eroberung, zur Vertheidigung und Besatzung häufiger Schlösser und Festungen untüchtig war. Schon hatten die Könige angefangen zuweilen beträchtliche Haufen gemietheter Truppen, theils ihrer eigenen Leute, theils Fremder in Sold zu nehmen, die sie aber, wegen Mangel an Gelde, zu Ende jedes Feldzuges, oder bei jedem Anscheine eines Vertrages auseinander schickten. An keine Zucht gewöhnt, kehrten die entlassenen Soldaten ihre Waffen meistens wider eben das Land, welches zu beschützen sie gemiethet gewesen waren.

Aber

Aber einen Körper beständiger Truppen zu unterhalten, war ein Unternehmen, dem Lehngeste so entgegen, den Vorrechten des Adels so zuwider, daß lange kein Monarch kühn oder mächtig genug war, es zu wagen. Karl der siebente bediente sich endlich des Ruhmes seiner Siege, und der noch frischen Furcht seiner Unterthanen, bei der Entlassung seines übrigen Heeres einen Körper von neun tausend Reitern und sechzehn tausend Fußgängern beizubehalten, als wider jeden ungefähren Anlauf der Briten. Er bestimmte Kassen zu ihrem Solde, verlegte sie nach seinem Willen in die Festungen des Reiches, und ernannte ihre Befehlshaber. Auch der Adel fing an den Dienst zu lieben, und den König als den Richter und Belohner seiner Tapferkeit zu erkennen. In weniger als hundert Jahren sah man die Vasallen mit ihren Leuten als ungeübt, als hinderlich, mit Verachtung an. Der König ward mächtig, sowohl ohne den Adel, als wider ihn.

Seine Nachbarn trieb die Furcht zur Nachahmung. In ganz Europa erschienen gemiethete Truppen, die Zuversicht der Reiche. Die Mittel sie zu erhalten, zu vermehren wurde der einzige Gegenstand der Staatskunst.

Es war übrig den Aristokratischen Geist der Lehnreiche selbst anzugreifen, den in Frankreich verschiedene Umstände schon geschwächt hatten. Die langen und hitzigen Kriege mit den Briten, das Schwert der Feinde, und, wo dieses nicht hindrang, der gemietheten Truppen, welche bei ausgebliebenem Solde sich durch Rauben bezahlt machten; die öftern Aufstände der Bauern; die Veränderungen der Münze, hatten den Reichthum des Adels gemindert, oder erschöpft. Seine Begierde nach Gefahren

und Ehre hatte manche Geschlechter ausgetilget und ihre Lehen an die Krone geheftet; andere waren unter weitläufige Erben vertheilt und geschwächt. Zwar hinderten Karl den siebenten die neuen und prächtigen Dienste, die ihm der Adel in der Wiedereroberung seines Reiches geleistet hatte, sich aller seiner erworbenen Macht wider ihn zu bedienen: doch aufser der Errichtung beständiger Truppen wagte er noch einen andern Schritt zur unumschränkten Gewalt. Er war es, der zuerst, Kraft seines königlichen Ediktes, und ohne Zuthuung der Stände, außerordentliche Steuern auflegte, andere, die zuvor gelegentlich gereicht wurden, beständig machte.

Seinen Sohn, Ludwig den elften hatte die Natur zum Tyrannen gebildet. Das Schicksal warf ihn in eine Zeit, die seinem Charakter günstig war. Unempfindlich, grausam und schlau, versäumte er auch den Schein der Redlichkeit und des Wohlstandes. Seinen Vortheil unterschied er richtig, suchte ihn mit zähem Beharren, und ließ sich durch nichts weder zerstreuen noch abschrecken. Seinem Plane gemäß erhob er Leute aus dem niedrigsten Stande zu Vertrauten, zu Räthen, zu Werkzeugen. Der stolze Adel verlief gekränkt den Hof, und lebte in seinen Kastellen amtlos und vergessen, aufser wenn sich neue Gelegenheit wies ihn zu erniedrigen. Jeden Vornehmsten, sobald er einen Vorwand ihn zu beschuldigen hatte, übergab er Richtern unter seinem Stande, der Folter, einem schmachvollen Tode. Das Volk sah das Blut des Adels durch seinen Henker fließen, und zitterte allein vor dem Könige. Der Verbindung, der Rache des Adels zuvorzukommen wandte er Kunst und Betrug an, die alten Zwiste

unter den Familien wieder aufzublasen. Nie war der Adel so getrennt gewesen, als da die größte Eintracht nöthig war.

Er vermehrte die beständigen Truppen mit sechs tausend Schweizern, damals den besten Soldaten. Ein alter Kunstgriff der Tyrannen, Fremde zu Wächtern der neuen Gewalt zu bestellen. Ihr Unterhalt erforderte neue Summen. Er fand sie durch eine List, die noch verderblicher war, als Zwang. Er entdeckte die Kunst, die Abgeordneten der Stände zu seinen Ergebenen zu machen, und die Quelle der öffentlichen Freiheit zu vergiften. Durch Einfluß in die Wahlen, durch Bestechung der Mitglieder, durch Änderungen in der Form der Berathschlagungen wurde sein Wille die Seele der Gesellschaft, und die Beschützer des Volkes seine Unterdrücker 35).

Er erweiterte die Gränzen seines Reiches, und erwarb *Roussillon* durch Kauf, *Provence* durch Testament, *Burgund* und *Artois* durch Gewalt. So erwuchs Frankreich unter einer einzigen Regierung zu einem dichten Staate, und sein Haupt zu einer fast despotischen Macht. Meister seiner Plane und Handlungen gewann er einen Einfluß auf alle Europäischen Höfe und beobachtete ihre Schritte. In allen Unternehmungen erscheint er, hier als Haupt, dort als Stütze. Schnell im Entschließen, eifrig im Ausführen, hinterließ er seinen Nachfolgern neue Staatskunst mit neuer Gewalt.

35) Die Einkünfte Karls des siebenten beliefen sich auf ungefähr 1800000 Pfund. Ludwig trieb sie auf 4700000. Er vermehrte die Reiterei auf 15000, das Fußvolk auf 25000. In seinen letzten Jahren hielt er den größten Theil des Heeres an Einem Orte versammelt, um auf jeden Wink bereit zu sein.

Das Beispiel dieser beiden Könige reizte Heinrich den siebenten, gleiche Erweiterung seiner Vorrechte zu suchen. Aber er war weder siegreich, wie Karl, noch durfte er dreist sein, wie Ludwig. Sein ungewisses Recht zum Throne wankte in langen bürgerlichen Kriegen, und der Adel, durch Ernennung und Entsetzung verschiedener Könige, wies ihm, wie viel er vermochte. Heinrich nahm sich vor, langsam zu erwerben, was jene plötzlich an sich gerissen hatten. Er verbarg seine Absichten unter dem Scheine des gemeinen Besten. Er erlaubte dem Adel seine Güter stückweise zu veräußern; er verbot ihm den Aufwand auf großes Gefolge als schädlich; er begünstigte Bevölkerung, Ackerbau, Handel, und goß den Segen des Friedens auf sein Volk. Niemand vermuthete, daß so heilsame Gesetze auf die Erweiterung der königlichen Gewalt zielten, bis sie unter seinem Nachfolger auf einmal in ihrem ganzen Umfange erschien.

In Spanien hatte Ferdinand durch seine Heirath mit Isabellen alle Kronen desselben vereinigt, Granada erobert, die verhaßte Herrschaft der Mauren vertilgt, ein großes Heer lange versammelt behalten, das Volk durch Weisheit gewonnen, den Adel durch List erniedrigt. Und ob ihn gleich die Umstände zwangen den Geist des Lehenregimentes länger als seine Nachbarn beizubehalten, so ersetzte doch seine Klugheit alle Fehler desselben, und seine auswärtigen Handlungen hatten alle Thätigkeit unumschränkter Gewalt.

Bald ereigneten sich Umstände, welche die neuen Kräfte der Fürsten in Übung brachten und eine lange Reihe von Unternehmungen und Staatsgeschäften nach sich zogen, durch welche end-

lich die Vortheile aller Europäischen Staaten durch einander verwebet wurden.

Karl der Kühne, ein Besitzer großer und reicher Länder, hatte Marien, seine einzige Tochter und Erbin, verschiedenen Prinzen vorgeschlagen, um sie in seine ehrgeizigen Absichten zu ziehen. Kaum hatte sein unzeitiger Tod die Verlassenschaft eröffnet, so kehrten sich die Augen aller auf ihre Wahl.

Unter den Burgundischen Provinzen, die sich an den Grenzen Frankreichs hinstreckten, waren einige von diesem Reiche abgerissen, und die Erbin, aus dem königlichen Blute entsprossen, war Vasallin dieser Krone. Wichtige Ursachen für Ludwigen, diese Verbindung zu suchen, für Marien sie anzunehmen. Ihrer Heirath mit seinem Sohne, welche für Frankreich am vorteilhaftesten gewesen wäre, stand der große Unterschied des Alters und der Abwillen der Flamänder im Wege, welche keinen Mächtigen, am wenigsten Ludwigen, zum Herrn haben wollten. Doch war noch im königlichen Hause der Graf von *Angoulesme*, zu welchem Maria auch einige Neigung äußerte. Durch diesen konnte Ludwig hindern, daß Burgund nicht in fremde Hände fiel, und die Dankbarkeit des Grafen hätte ihm die vorteilhaftesten Bedingungen für die Krone gestattet. Ludwig aber, in eine listige und tückische Staatskunst verliebt, fand an nichts Vergnügen, was leicht und einfach war. Mit minderer Klugheit würde ein anderer den Zweck erreicht haben, den er aus Eigensinne, aus einem unzeitigen Hasse wider das Burgundische Haus, und aus Furcht einen Unterthan zu groß zu machen, verfehlte. Er nahm sich vor, die Lehen sowohl als die eigenen Lande Ma-

riens durch Waffen zu erbeuten, und sie indess durch beständige Unterhandlung über die unmögliche Verbindung mit seinem Sohne sicher zu machen. Ein Werk, in welchem er so tiefe List und Bosheit entwickelte, daß man über solche, auch an ihm selber, erstaunet. Gleich nach dem Tode Karls liefs er sein Heer gegen die Niederlande vorrücken. Er bewegte die Häupter in Burgund und Artois zum Abfalle. In einige Gränzstädte schlich er sich durch Geschenke an die Obern, in andere durch Verständnisse mit den Einwohnern. Er lockte Marien ihre Geheimnisse ab, und verrieth sie ihren Unterthanen, um sie verhaßt zu machen. Mit ihren beiden Vertrautesten legte er ein Verständniß an, und schickte alsdann ihre Briefe den Flamändern zu, welche, im Grimme über solchen Meineid, sie folterten, und der Thränen ihrer Landesfürstinn ungeachtet, vor ihren Augen enthaupteten.

Unterdessen beschlossen die Stände von Flandern mit Kaiser Friedrich dem dritten die Heirath zwischen Marien und Maximilian seinem Sohne, den die Geburt, die künftige Würde ihrer werth, und die Entlegenheit seines mässigen Gebietes den argwöhnischen Ständen angenehm machte. So stürzte Ludwig durch seine Verschlagenheit Österreich in den Besitz dieser Erbschaft, und der nehmliche Monarch, der Frankreich so fürchterlich gemacht hatte, erhob wider dasselbe einen Eiferer, welcher zweihundert Jahre lang allen Unternehmungen seiner Könige widerstehen sollte. Karl der achte, sein Sohn, setzte durch seinen Zug nach Italien den Zeitpunkt fest, von welchem an die Fürsten Europas ihre Stärke zu größern Dingen zu gebrauchen anfangen. Schwach, aber großmüthig, hatte Karl die niedergeschlagenen

Geister des Adels wieder aufgemuntert, und nun suchte er mit jugendlicher Hitze Gelegenheit zu irgend einem prächtigen Unternehmen. Ludwig Sforza, gleich klug und lasterhaft, bearbeitete sich damals seinen Neffen vom Mailändischen Throne zu stoßen, und sah fast alle Mächte Italiens durch Blut oder Bündniß auf des Beleidigten Seite. Um sich durch das Ansehen eines Mächtigen zu befestigen, lockte er Karlen, dem er sein eigenes Absehen verhehlte, durch den Glanz der Neapolitanischen Krone nach Italien, die ihm, als dem Erben des Hauses Anjou gehörte. Das Recht auf dieselbe war von dem letzten Grafen von *Provence* und *Maine* auf Ludwig den elften übergegangen. Dieser aber hatte, nach seiner gewöhnlichen Klugheit, nur diejenigen Provinzen an sich gezogen, die der Graf wirklich besessen hatte, sein eingebildetes Recht aber auf einen fernen Thron wider den ruhigen Besitzer desselben niemals gelten gemacht.

Zu einem so großen Werke fehlte es Karlen nicht an Macht, da ihm sein Vater die völlige Herrschaft seines Reiches hinterlassen, welches er durch seine kluge Heirath mit der Erbin von Bretagne noch erweitert hatte. So begierig war er die neue Scene zu betreten, daß er wirklichen Besitz ungewisser Hoffnung aufopferte, und von Ferdinand den Verspruch der Ruhe während seiner Abwesenheit mit *Roussillon*, von Maximilianen mit einem Theile der Artesischen Eroberungen erkaufte. Ein Heer von zwanzig tausend schien ihm damals hinlänglich zu einem so großen Unternehmen. Sein übriges Kriegsgeräth war, wie es heute zu sein pflegt, übermäßig.

Italien, schon lange von keinem fremden Feinde beunruhigt, hatte sich ein eigenes System im Kriege und Frieden gemacht.

Die kleinen Staaten lagen in beständige Unterhandlungen verwickelt, die sie mit aller Spitzfindigkeit einer betriegerischen Staatskunst betrieben. Ihre Truppen hielten sie mehr zum Scheine, als zum Kriege. Ihre Schlachten waren unblutig. Sobald sie die Gefahr von weitem sahen, die sie nun alle bedrohte, wandten sie vergebens alle Kunst der Intrigen an sie abzuwenden, und die gemietheten Soldaten flohen, sobald sie ernstlichen Krieg sahen. Florenz, Pisa, Rom öffneten Karlen ihre Thore. Ein König von Neapel starb aus Furcht, ein anderer entsagte der Krone, und ein dritter entfloh, sobald der Französische Monarch den Fuß in seine Gränzen setzte. Vom Gipfel der Alpen bis an das Ende Italiens zog Karl als in seinem Eigenthume einher, und gab allen Staaten Gesetze.

Endlich erkannten sie das einzige Mittel der Rettung: ihre Verbindung unter sich und mit auswärtigen Mächten. Indefs Karl seine Zeit in Neapel mit Siegesfesten verbrachte, und von neuen Eroberungen im Oste träumte, legten die Italiänischen Staaten ihre Zwiste auf die Seite, und zogen Ferdinanden und den Kaiser in ihren Bund. Karl erwachte, als ihm der Rückweg schon mit einem Heere von dreißig tausend Mann verlegt war. Und durchbrach er es gleich mit ungemeiner Tapferkeit der Seinen, so verlor er doch alle Frucht seines Zuges eben so geschwinde als er sie gesammelt hatte, und Italien kehrte befreit zu seinem alten System zurücke.

Diese Staatskunst hatte sich nun auch über die Alpen ergossen, und die schnelle Wirkung des Bundes wider Karlen leitete die Fürsten auf das große Geheimniß, durch gleich vertheilte Macht

Macht die Erhebung eines Eroberers zu verhindern. Die Wissenschaft des Gleichgewichtes wurde in den folgenden Italiänischen Kriegen zwischen Ferdinanden und Ludwig dem zwölften noch weiter getrieben.

Auch von den Franzosen lernte man. Die Heere der Vasallen wurden in fernen Landen unbrauchbar. Als Karl nach Italien zog bestand seine Armee aus den Reitern, welche Karl der siebente errichtet, Ludwig der elfte vermehrt hatte; sein Fußvolk aus Schweizern, aus Gascognern, nach ihrem Muster geübt, und einem neuen Körper von Deutschen, die er aufgenommen hatte. Sobald Maximilian und Ferdinand in Italien zu kriegen anfangen bedienten sie sich gleicher Werkzeuge.

Die Waffen, die Kriegesart der Schweizer waren damals von allen andern weit unterschieden. In ihrem langen Streite wider Österreich, welches sich nach damaligem Gebrauche einer schweren Reiterei bediente, hatten sie sich durch die Armuth sowohl ihres wenigen Adels, als auch ihres Bodens gezwungen gesehen, ihre ganze Zuversicht in das Fußvolk zu setzen, welches sie mit Brustplatten und Helmen zur Vertheidigung, mit langen Spiessen, schweren Keulen und Schwerten zum Angriffe bewaffneten, in große Haufen stellten, welche tief und dicht dem Feinde von allen Seiten die Stirne boten. So hatten sie die Anfälle der Österreicher abgetrieben, die Burgunder zerstreut, Italien bezwungen. An so vielen Siegen erkannte man den Vorthail des Fußvolkes; und da der Ruhm so vieler Thaten die Schweizer endlich hochmüthig und unbändig machte, so versuchten es die Könige, die ihrigen zu bilden.

Dem gesetzten Muthe der Deutschen gelang es am ersten, den Schweizern beizukommen. In Frankreich gewöhnten sich die hitzigen Geister langsamer an Ordnung und Mühe; doch siegte der Eifer der Könige; und unter Ludwig dem zwölften trat schon ein Theil des Adels in den neuen Dienst. Spanien, welches seiner Lage wegen sich in dem untern Italien nur seiner eigenen Leute bedienen konnte, mengte unter die neugeübten Fußgänger eine Anzahl Schützen, welche diesen Körper hundert und funfzig Jahre lang zur Bewunderung und zum Schrecken Europens machten. Auch die Italiäner schafften ihre Reiter ab. Ganz Europa erschien mit neuen Truppen, geschickter für jede Gegend, leichter zum Angriffe, zur Vertheidigung.

Heere mit allem Geräthe in die Ferne zu schicken, zu unterhalten, Festungen zu bauen, zu belagern, erforderte Kosten, denen die bisherigen Kassen der Könige nicht gewachsen waren. Alle Schätze Karls des achten waren erschöpft, ehe er noch die Gränzen Italiens erreicht hatte. Er nahm bei den Genuesern die nöthigen Summen auf, und zahlte ihnen jährlich 42 vom Hundert. Aber der Ehrgeiz wußte bald Mittel zu finden: die Auflagen stiegen aller Orten, und die Nothwendigkeit trieb Summen auf, welche unglaublich scheinen würden, wenn die heutigen Abgaben sie nicht noch weit überstiegen.

Der letzte Vorfall, von welchem wir zu reden haben, war der Cambresische Bund wider Venedig. Dieser Staat war durch eine kluge und beständige Regierung einer der mächtigsten und festesten in Italien, durch Handel und Fleiß der reichste in Europa geworden, den alle Nachbarn fürchteten oder beneideten. Julius

der zweite, ein Mann von großen Gaben, noch größerem Ehrgeize, entwarf den Plan seines Sturzes. Er lockte die Italiäner durch Argwohn, die Fürsten jenseits der Alpen durch Geiz in die größte Verbindung, die jemals in Europa erschienen war. Der Kaiser, die Könige von Frankreich und Aragon und der Papst waren die Häupter derselben. Mit einem unbegreiflichen Stolze versäumten die Venetianer alle Mittel das aufsteigende Ungewitter abzuwenden, und erwarteten es. Die unglückliche Schlacht bei Ghieradadda zerstreute das Heer, auf welches sie sich verlassen hatten. Julius bemächtigte sich aller ihrer Städte in seinem Gebiete, Ferdinand derer an der Calabrischen Küste, Maximilian und Ludwig ängstigten sie von zwei verschiedenen Seiten. Eingeschlossen, verlassen, warfen sie sich in ihre Hauptstadt, den einzigen Platz, den sie zu behaupten hofften.

Unversehens wies sich ein Strahl der Hoffnung. Die Verbündeten, enig, so lange sie auf die Beute fielen, entzweiten sich, sobald sie sie zu theilen hatten. Die Venetianer bemerkten das eingeschlichene Mißtrauen, ersetzten ihren Fehler durch Anwendung ihrer alten Klugheit und Standhaftigkeit, eroberten wieder einen Theil des Verlorenen, besänftigten den Papst und Ferdinand durch Abtretung der ihnen bequemen Festungen, und zerstreuten also den Bund, der ihnen den Untergang gedrohet hatte.

Stolz auf sein Werk unternahm Julius nunmehr die Befreiung Italiens von jeder fremden Macht, und wählte die Franzosen zum Anfange. Er beredete alle Mitglieder des Cambresischen Bundes ihre Waffen wider ihren alten Mitgenossen zu kehren, und Heinrich, den neuen König von England, bewog er ebenfalls zu

einem Einfalle in Frankreich. In Italien, in der Picardie, auf der Spanischen Gränze widerstand Ludwig der zwölfte seinen Feinden mit unglaublicher Tapferkeit, und trennte sie durch besondere Friedensschlüsse mit jedem. Doch kostete ihm die Befreiung von einer so überwiegenden Macht alles was er in Italien hatte, das Schloß von Mailand ausgenommen, und einige Städte dieses Herzogthumes.

So haben in einem Laufe von hundert Jahren die Europäischen Fürsten ihre neue Stärke versucht, ihre Vortheile vermehret, ihre Heere verbessert, ihre Einkünfte vermehrt, neue Staatskunst gelernt, aber auch den neuern Zeiten neue Eifersucht, neue Zwiste und Kriege zubereitet.

D R I T T E S B U C H .

Dieſs waren die allgemeinen Vorfälle, unter welchen die Völker Europens faſt mit gleichem Schritte zu gleicher Macht, zu gleichen Künſten und Sitten angerücktet waren. Einheimiſche Umſtände beſtimmten und unterſchieden die beſondern Charakter der Nationen, von denen wir nur einige berühren werden.

In Italien, welches in faſt mehrere kleine Staaten vertheilt war, als Europa in groſſe Reiche, hatte Neapel allein einen König, Rom eine Herrſchaft ohne Beiſpiel in allen Zeiten, Venedig und Florenz die Freiheit, Mailand einen Herzog.

Allen ging der Papſt an Würde vor, wenigen an Macht. In der erſten Kirche waren alle Biſchöfe gleich geweſen, und kein Vorzug, als in Heiligkeit oder Verdienſten. Doch hatte die alte Ehrerbietung der Völker gegen Rom ſeinem Hirten ein Anſehen gegeben, mit dem er ſich lange begnügte. In der Finſterniß der folgenden Zeiten ſchwung ſich die verharrliche Klugheit der Päpſte auf den Gipfel der Macht, und die unglaublichſten Irrthümer wurden zu einem feſten Grunde ihrer Gewalt. Für Statthalter Gottes, für allgemeine, für untriegliche Richter erkannt, ſprachen ſie nicht nur der ganzen Geiſtlichkeit, ſondern auch

den Völkern, den Königen das Recht, und ließen keinen Thron unerschüttert.

Zum Glücke waren sie nur fürchterlich von ferne, als Priester, schwach zu Hause, als Fürsten. Die erdichteten Schenkungen Konstantins und Karls des Großen hatten sie wenig bereichert. Der Aberglaube der Normänner und die Frömmigkeit Matildens hatte ihnen zwar große Länder gegeben, in welchen sie aber wenig Gewalt hatten. Ihre unruhigen Städte waren, wie andere Staaten Italiens, mit kleinen Tyrannen besetzt, welche sich als Häupter einer Partei aufgeworfen, verschanzet, bewaffnet, allem Gehorsame entsagt hatten.

Die Großen Roms, des priesterlichen Geizes und Stolzes müde, ergriffen begierig die Lehre, die im zwölften Jahrhundert bei vielen einriß: die Klerisei solle sich, wie in alten Zeiten, weltlicher Macht und Güter enthalten. Sie bestellten einen Senat, dessen Entschlüsse bald einem, bald mehreren Gliedern desselben, bald einem Patrizier zu vollstrecken aufgetragen wurden. Der Kummer tödtete einen Papst, einen andern jagte er mitten unter die Waffen, in den Kampf. Auch der Pöbel in Rom, welcher sein Geschlecht von den Herren der Welt herleitete, fing an die Abgeordneten, die ihm aus Avignon als in eine Provinz zugeschicket wurden, zu verachten, und vereitelte ihre Befehle durch Ungehorsam, auch wohl durch Waffen. Rienzo, ein dunkler Mann, aber von unruhigem Geiste, und einer Zunge für das Volk, verjagte den Adel, und erschien als Tribun. Zwar stürzte ihn seine Thorheit, aber die Großen fanden nunmehr im Volke gemeinschaftliche Sache wider den Papst.

Durch List und Missethaten vertilgte Alexander der sechste endlich die meisten Tyrannen seiner Städte und brach den Eigensinn des Volkes. Julius der zweite erweiterte sein Reich durch Eroberungen, welches unter Karl dem fünften gröfser, volkreicher und angebauter war, als heute, da zugleich die geistlichen Auflagen auf alle Völker Europens den Papst zum reichsten der Fürsten machten.

Aber so fest und beständig die Päpste auf die Maximen ihrer geistlichen Politik hielten, so wankend und veränderlich war die weltliche Verwaltung, indem die Päpste meistens erst auf der Neige des Lebens zu dieser Würde gelangten, die kurze Regierung zur Erhöhung der Ihrigen gebrauchten, und der Nachfolger gemeiniglich alle Verordnungen seines Vorgängers umstiefs. Als Priester, an friedsame Künste gewöhnt, wählten sie immer Intrigen vor Waffen, und Rom wurde der Sitz und die Schule der Staatskunst. Verbot ihnen der Wohlstand sich an die Spitze der Heere zu stellen, so fürchteten sie sich auch ihren Unterthanen Waffen in die Hände zu geben, und setzten alle ihre Macht in gemiethete Truppen. Keiner dachte an das künftige Wohl des Staates, da sein Besitz mit seinem Leben sich endigte, und nichts von seiner Macht auf die Seinigen überging. Etliche Päpste suchten zwar der Nachwelt ein Denkmahl ihrer Regierung in irgend einem prächtigen Werke der Kunst zu hinterlassen; etliche zwang der unruhige Pöbel ihn durch irgend eine nützliche Stiftung zu besänftigen. Aber überhaupt war die Regierung im Kirchenstaate schlechter als in in allen andern; und die Großmuth eines oder des andern Papstes konnte das Übel aufhalten, nicht ausrotten.

Doch die priesterliche Gewalt versteckte die weltlichen Mängel vor den Augen der übrigen Fürsten, welche lange Zeit weder scharfsinnig noch kühn genug waren, die beiden verschiedenen Personen im Papste zu unterscheiden. Im Herrn Roms verehrten sie immer den Statthalter Gottes, brachen ungern mit ihm, trieben ihre Rache nie aufs äußerste, und hörten auf jeden Vorschlag einer Versöhnung 36). Endlich mißbrauchten die Päpste diese Gefälligkeit zu sehr, und da sie sich in alle Händel zu mischen, in jedem Kriege zu erscheinen anfangen, so verschwand die Ehrerbietung nach und nach mit dem Irrthume.

Die Lage, die Geschichte Venedigs haben viele beschrieben, und seine Regierungsform verschiedentlich beurtheilt. Sie erscheint, in Ansehung des Adels betrachtet, als das Meisterstück menschlicher Klugheit, in Ansehung des Volkes, als die schwerste Unterdrückung. Der Argwohn, die Furchtsamkeit waren der nothwendige Charakter solcher Obern. Nie vertrauten sie die Waffen ihren Bürgern, nie den Befehl ihrer Heere einem der Ihren. Sie gewöhnten jene an Fleiß und Handel, mietbeten fremde Truppen, gaben den Befehl derselben einem Manne, den Glück und Tapferkeit erhoben hatten, und setzten ihm zwei Proveditoren

36) Ludwig der zwölfte legte der Klerisei des ganzen Reiches die Frage vor, ob es erlaubt sei, die Waffen wider einen Papst zu führen, der Europa verrätherischer Weise mit Krieg erfülle, der Treue, Dankbarkeit, Wohlstand, eigene Würde aus den Augen setze. Die Klerisei billigte den Krieg. Aber Anna von Bretagne, seine Gemahlinn, machte sich ein beständiges Gewissen darüber, und bewog Ludwigen die Waffen nicht nur mit Schwäche zu führen, sondern auch bei jedem Siege den Frieden aufs neue anzubieten.

veditoren an die Seite, seine Schritte zu beobachten. Zu Eroberungen ungeschickt, hätten also die Venetianer ihre Absicht allein auf Sicherheit und Ruhe richten sollen. Aber der Ehrgeiz verführt große Senate, wie einzelne Fürsten. Sie vergaßen die Mängel ihres Regiments und dachten auf Erweiterung ihrer Grenzen. Der Stofs, den ihnen der Cambresische Bund gab, überführte sie von ihrer Unklugheit. Denn ihr wahres Gewicht bestand im Handel und in der Seemacht. Der Befehl einer Flotte schien dem Senate minder gefährlich in den Händen eines Mitbürgers, als der Befehl eines Landheeres. Er vertraute die Schiffe seinem Adel, und dieser vermehrte die Besitzungen des Vaterlandes in der Ferne. Der Handel war ihnen eine unerschöpfliche Quelle des Reichthumes, da ganz Europa von ihnen allein die Waaren, sowohl des Ostes, als ihrer eigenen Manufakturen, einkaufen mußte. Ihr Kredit verschaffte ihnen Heere, so oft sie sie brauchten. Als Karl der achte den Genuesern so übermäfsige Zinse zahlte, und Maximilianen gar niemand borgen wollte, so bot man den Venetianern Geld an, so viel sie verlangten, zu fünf vom Hundert.

Florenz, frei wie Venedig, und gleich ihm dem Handel, nicht den Waffen ergeben, war durch demokratische Frechheit von der aristokratischen Strenge Venedigs sehr unterschieden. Bis endlich Cosmus von Medicis im funfzehnten Jahrhundert sich seine Mitbürger durch Reichthum, Großmuth und Tugend so zu verbinden wußte, daß er im Privatstande die höchste Gewalt besaß, und sie seinen Nachkommen erblich hinterließ. Der Schein der Freiheit blieb: Ordnung der Wahlen, Namen der Würden. Aber

die Hauptsache war so offenbar in den Händen Eines Hauses, als wenn das Volk sie ihm förmlich übergeben hätte. Man hielt gemiethete Trupper, da die Bürger die Waffen nicht trugen, die Medicis sie ihnen nicht vertrauen wollten.

Neapel, an welchem die Krone von Sicilien hing, war das unruhigste unter allen Europäischen Reichen. Die Thronfolge war durch fremde Prinzen so oft unterbrochen worden, daß die Großen alle Liebe zu einem königlichen Hause, alle Ehrfurcht gegen die Person eines Regenten verloren hatten. Auf den Thron zu steigen zogen die Prätendenten den mächtigen Adel durch große Verheißungen an sich, und auf dem Throne war es gefährlich sie nicht zu erfüllen. Nach dem Tode des Königs Friedrichs des zweiten hatte sich Manfred, sein natürlicher Sohn, durch Brudermord (so ging die Rede) auf den Thron Neapels geschwungen. Der Haß der Päpste gegen das Schwäbische Haus setzte ihm Karlen von Anjou, den Bruder Ludwigs des neunten entgegen, welcher die Krone als ein Lehen des Papstes annahm und durch Siege behauptete, in welchen Manfred fiel. Karl befleckte seinen Ruhm durch den schmählichen Tod, dem er Konradinen übergab, den rechtmäßigen Erben des Reiches. Vom Blutgerüste warf der junge Prinz seinen Handschuh unter das Volk, damit er als ein Zeichen des vermachten Rechtes und der anempfohlenen Rache Petern von Aragon überbracht würde, welcher Manfreds einzige Tochter geheirathet hatte. Der Thronstreit zwischen den Häusern Aragon und Anjou machte Neapel zwei hundert Jahre lang zur Scene täglicher Unruben, abscheulicher Missethaten. Endlich setzte sich Aragon so fest auf dem Throne, daß es ihn einer Bastardlinie ruhig überließ.

Ferdinand der erste suchte nun die Gewalt der Barone zu mindern. Alfonso wollte den Adel auf einmal durch eine unerhörte Schandthat ausrotten. Aber der Adel wurde durch diese Wunden mehr erbittert als geschwächt, und seine Rachgier erleichterte Karl dem achten die Eroberung dieses Reiches. Denn das Recht des Hauses von Anjou war noch nicht erloschen. Der letzte Graf von Maine und Provence hatte Ludwig dem elften und seinen Nachfolgern alle seine Rechte und Ansprüche abgetreten, und wir haben schon gemeldet, wie leicht und wie kurz es Karl dem achten geglückt hat sie zu behaupten. Friedrich, der Erbe des unächten Aragonischen Stammes, stieg wieder auf den verlorenen Thron, von welchem ihn hernach Ludwig der zwölfte und Ferdinand der Katholische mit vereinten Kräften von neuem stießen. Die Theilung der Beute machte die verbündeten Könige zu Feinden. Gonsalvo von Cordua, welcher den Namen des großen Hauptmannes durch Tapferkeit verdiente, durch Meineid befleckte, bediente sich beider, die Franzosen aus allen Plätzen des Reiches zu jagen, und erwarb endlich seinem Könige den ruhigen Besitz desselben.

Mailand ist nicht sowohl an sich, als durch die Kriege merkwürdig, deren Zunder es war. Die Visconti, eifrige Gibellinen, waren über ihre Mitbürger empor gestiegen, und hatten von der Dankbarkeit der Kaiser das Statthalteramt in Italien, die herzogliche Würde und den Lehnbesitz der Stadt erhalten. König Johann von Frankreich willigte in die Heirath seiner Tochter mit *Giovan Galeazzo Visconti*, dem er große Summen schuldig war. Valentine, eine Prinzessinn aus diesem Bande entsprungen, ver-

mählte sich mit Ludwigen, Herzogen von Orleans, Karls des sechsten einzigem Bruder, mit dem Bedinge, daß seine Nachkommen, in Mangel der Viscontischen Linie, den herzoglichen Thron besteigen sollten. Der Fall ereignete sich beim Tode des Herzogs Philipp Maria. Karl von Orleans führte sein Recht als Erbe Valentinens an, Alfonso, König von Neapel, als testamentlicher Erbe, der Kaiser, als Oberherr des erledigten Lehens, und das Mailändische Volk erklärte sich wider alle für Freiheit. Den Preis, um den sich so viele zankten, ergriff Einer, an den man am wenigsten gedacht hatte. Franz Sforza, ein natürlicher Sohn des Giacomazzo, (desjenigen welcher, ein Bauer geboren, einer der berühmtesten Condottiere geworden war) hatte die Truppen seines Vaters geerbet und eine natürliche Tochter des letzten Herzogs geheirathet. Auf diesen Schatten gründete Sforza sein Recht, unterstützte es durch Muth, behauptete es durch Glück, nachmals auch durch Tugend und weise Regierung, und hinterließ den Thron seinen Nachkommen. Sein Enkel wurde von seinem Oheime, Ludwig dem Moren getödtet, und Maximilian belehnte den Mörder mit dem Herzogthume. Das Haus Orleans hatte in Ludwig dem elften und Karl dem achten keinen Beistand gefunden, seine Rechte gelten zu machen. Denn jener scheuete sich einen der Seinen zu groß zu machen, insonderheit wider Sforzen, dessen Klugheit er liebte; dieser war Ludwig dem Moren mit besonderer Freundschaft zugethan. Als aber Ludwig der zwölfte, selbst Herzog von Orleans, zur Krone gelangte, so wurde der More in wenig Tagen seiner Länder beraubt, an den König verrathen, und nach Loches gefangen geschickt, wo er unbedauert

gestorben. Ein unversehener Zufall (und die Mailändische Geschichte ist reich an solchen) erhob, noch zu Lebzeiten Ludwigs des zwölften, Maximilianen, einen Sohn des Moren, auf den Mailändischen Thron. Franz der erste, eines solchen Verlustes ungeduldig, zog nach kaum erreichter Krone das Schwert wider ihn.

Genua, Parma, Modena, andere kleine Staaten Italiens, hatten kein eigenes Gewicht, sondern hingen von dem Schicksale der Mächtigen ab, an die sie sich hielten.

Unter den Gothen und Wenden glich Spanien den übrigen Reichen Europas. Der Einfall der Sarazenen unterscheidete es durch Einführung des Mahometanischen Glaubens, der Arabischen Sprache, der Sitten und Künste des Ostes. Die Berge Asturiens blieben die Zuflucht der Gothen und der Freiheit. Anfangs kroch man aus Rachsucht und nach Beute hervor. Bald dachte man auf Wiedereroberung, welche die Fehler der Mauren erleichterten. Diese hatten der Herrschaft der Kalifen, aller Gemeinschaft mit Afrika entsagt, Spanien in kleine Reiche zersplittert, auch den Wollüsten Zugang gestattet, doch ohne alle Tapferkeit zu verlieren. Acht hundert Jahre verflossen, drei tausend sieben hundert Schlachten wurden gefochten, (so reden die Spanier) ehe das letzte Königreich der Mauren in die Hände der Christen fiel.

Die Spanier hatten ihr Vaterland zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Führern stückweise befreiet. Auch hatte es so viel Könige als Provinzen. Aragon und Castilien verschlangen endlich die andern alle, durch Heirathen, Erbschaften oder Siege, und beide wurden durch die Vermählung Ferdinands mit Isabelen auf Einen Stamm gebracht. Wunderbar scheint es, daß nach

so langer Herrschaft der Sarazenen die Gothischen Gebräuche plötzlich wieder in ihrer ganzen Kraft, Spanien in seiner alten Gestalt erschien. In den Schlupfwinkeln der Freiheit hatte der Haß wider die Mauren die Liebe zu den alten Gesetzen befestigt. Auch wo die Mahometaner herrschten, hatte ihr sanftes Joch den Christen ihren Glauben, ihre Gebräuche gelassen, denen sie um so eifriger anhängen, als ihre Gestattung ungewiß war.

Aber die Gewalt der Könige war nirgends so eingeschränkt, die Macht der Edlen nirgends der Unabhängigkeit so nahe, das Vorrecht der Städte nirgends so groß, als im neubefreiten Spanien. Bei keinem Volke selbiger Zeit findet man so häufige Beispiele beschimpfter und erniedrigter Könige. 37) Aragon hatte

37) Aus Ungeduld über verschiedene Unterdrückungen griffen 1462 die Catalanier zu den Waffen wider den König von Aragon, Johann den Zweiten. Sie widerriefen öffentlich den ihm geschwornen Eid, erklärten ihn und seine Nachkommen des Thrones unwürdig, und richteten sich zur Freiheit ein. Fast zur nehmlichen Zeit verband sich der Castilianische Adel wider den elenden Heinrich den vierten, und übte wider ihn sein Vorrecht den König zu richten. Sie versammelten sich zu Avila, ließen ein großes Schaugerüst in einer Ebene außer den Mauren der Stadt aufführen, und setzten Heinrichs Bild in königlichem Schmucke, mit Krone, Schwert und Zepter in die Mitte desselben. Die Anklage ward abgelesen, und das Urtheil der Absetzung ausgesprochen. Bei dem ersten Artikel desselben trat der Erzbischof von Toledo hervor und nahm dem Bilde die Krone vom Haupte. Bei dem zweiten riß ihm der Graf von Placentia das Schwert von der Seite; bei dem dritten der von Benevent den Zepter aus der Hand. Beim Beschlusse stieß *D. Diego Copez de Staniga* das Bild die Länge lang vom Throne. Sogleich wurde *D. Alfonso*, Heinrichs Bruder, zum Könige ausgerufen.

die Form einer Monarchie bei wirklicher Freiheit. Lange waren die Könige wählbar, alle Gewalt bei den Cortez, diese aus dem hohen Adel, dem Ritterstande, den Städten 38) und der Klerisei zusammengesetzt. Kein Gesetz galt, als durch Übereinstimmung aller. Auflagen, Friede, Krieg, Münze, oberste Gerichtsbarkeit, Obergericht auf alle Theile der Regierung, waren nicht in den Händen des Königes, sondern der Stände; 39) die Appelle nicht Bitten, sondern trotzig Forderungen des Rechtes; die Versammlungen der Stände anfangs alljährlich, nachher zweijährlich, auf vierzig Tage, ohne daß der König sie zerstreuen konnte.

Die Würde des Justiza hatte mit den Ephoren der Spartaner einige Gleichheit. Sie war dem Reiche Aragon eigen, und zur Beschützung des Volkes erdacht; seine Person heilig, seine Gewalt fast ohne Schranken. Er war der höchste Ausleger der Ge-

38) Es scheint, die Städte haben gleich im Anfange den Zutritt zu den Cortez in Aragon erhalten, da Zurita schon auf das Jahr 1133 derselben Meldung thut, hundert Jahre eher als in andern Reichen.

39) Im Jahr 1286 behaupteten die Cortez das Recht die Rätthe des Königes und die Hofbeamten zu ernennen, und scheinen solches auf einige Zeit erhalten zu haben. Sie bestellten die Befehlshaber ihrer Heere, welches aus der Erlaubniß erhellet, die sie im Jahr 1503 dem Könige gaben, solche zu setzen. Sie foderten von jedem Monarchen einen feierlichen Eid ihre Rechte nie zu kränken, und ihre Wachsamkeit erstreckte sich auf die kleinsten Umstände der Form. Denn da es keinem Fremden vergönnt war in die Versammlung der Cortez zu treten, so mußte Isabella, welche Ferdinand während seiner Abwesenheit zur Regentinn bestellen wollte, als eine Fremde den Eintritt in den Saal erhalten, wo sie den Eid der Treue annehmen sollte.

setze, dessen Ausspruch die Urtheile aller andern umstiefs. Auch ohne Appell konnte er, Kraft seines Amtes, jede Sache von jedem Gerichte vor sich berufen. Er beobachtete jeden Schritt des Königes, und konnte sich jedem Patente, jeder Verordnung, als ungerecht, widersetzen, jeden Minister entfernen, und zur Verantwortung berufen, die er selbst allein den Cortez schuldig war. 40)

Bei

40) Der König scheint den Justiza ohne Zuthuung des Adels ernennet zu haben, obgleich dieser es (1264) wider Jakob den ersten behauptete. Die Dauer des Amtes stand anfangs im Willen des Königes, so lange die Edeln das Recht der Junta oder Verein hatten. Als ihnen aber dieses entrissen ward, so wurde das Amt des Justiza (1442) leibtäglich, um ihnen eine andere Versicherung der Freiheit zu geben. Keiner der *Ricos Hombres*, oder Edlen der ersten Klasse, konnte zu dieser Würde gelangen, theils weil sie durch die Gesetze von aller Leibesstrafe frei waren, und es nöthig war den Justiza durch die höchste Furcht in seiner Pflicht zu erhalten, theils weil dieser Beamte der Wächter der Freiheit sowohl wider den König als den Adel sein sollte. Bei jeder Versammlung der Cortez wurden siebzehn Personen erwählt, seine Handlungen zu untersuchen. Sie versammelten sich dreimal im Jahre, hörten alle Klagen wider den Justiza und seine Untergeordneten, und beurtheilten sie streng. Wie groß die Gewalt des Justiza gewesen, beweise ein Beispiel. Dem Kronprinzen in Aragon gaben die Gesetze große Vorrechte: Peter der vierte, auf Anstiften seines zweiten Weibes, wollte seinen Erstgeborenen derselben berauben, und verbot dem Volke ihm zu gehorchen. Der Prinz wandte sich an den Justiza, dessen Urtheil dahin erging: Niemand könne dem Kronprinzen, sobald er Sicherheit gebe sich vor Gerichte zu stellen, sein Recht nehmen, ausgenommen ein förmlicher Ausspruch des Justiza selber. — Sobald sich diese Entscheidung in dem Reiche verbreitet hatte, so vermochten alle Verbote des Königs nichts wider den Kronprinzen.

Bei jeder Gelegenheit gaben die Aragonenser ihrem Könige seine Schwäche zu verstehen. Selbst ihr Eid der Treue hatte den Ton einer Warnung. »Wir, (sprach der Justiza im Namen des Adels,) die wir, einzeln, so gut als du; verbunden, stärker sind, versprechen dir Gehorsam, wenn du Gesetze und Freiheit handhabest; wo anders, nicht.« 41) Diese Vorrechte schienen ihnen so theuer, daß sie in einem ihrer Gesetze sich ausdrücklich erklären, sie würden wegen der Armuth des Bodens und des Volkes andere Sitze suchen, wenn nicht die Liebe zu ihrer Regierung sie an das Vaterland bände. 42)

41) In diesem Eide wird auf das Recht der Junta gezielte, eines der sonderbarsten, die in einem ordentlichen Regimente Raum haben können. Wenn der König oder seine Minister eines der Grundgesetze, oder eine der Freiheiten Aragon's verletzen, so konnten die Edeln des ersten Ranges, (*Ricos hombres*) der zweiten Klasse (*Hidalgos, Infanciones*) und die Magistrate der Städte sich entweder in den Cortez oder sonst versammeln und eidlich verbinden, die Abschaffung des Unrechtes zu besorgen. Verwarf der Hof ihre gütliche Vorstellung, so hatten sie das Recht dem Könige den Gehorsam aufzusagen und einen andern zu wählen, ohne in die Schuld des Hochverrathes zu fallen. Dieser Verein war darin von den Bündnissen der Stände anderer Reiche verschieden, daß sie auf Gesetze gegründet war, ihr eigenes Siegel, ihre Ordnungen hatte. Alfons der dritte (1287) und Peter der vierte (1347) fühlten den Widerstand der Junta. Als aber dieser bald darauf die Häupter derselben in einer Schlacht überwand, so wurde das Recht der Juntas abgeschafft, ihre Patente vernichtet. So wichtig schien Peter'n dieser Schritt, daß er sich die Hand mit einem Dolche verletzte, und sie über den Brief haltend ausrief: Ein so schädliches Gesetz muß königliches Blut auswaschen.

42) Die Rechte der Privaten waren in Aragon eben sowohl wider Ty-
v. Nicolay Gedichte, III. Theil. B b

In Castilien war die thätige Gewalt in den Händen des Königes, doch auch unter engen Bedingungen. Die Gesetzgebung stand bei den Cortez oder Ständen, wo die Mehrheit der Stimmen entschied, doch wurde die königliche Bestätigung wesentlich erfordert. Aber man versicherte sich derselben durch Zurückhaltung der Steuern, bis der König alle Verordnungen unterzeichnet hatte. Die Städte Castiliens hatten sich frühe zu sonderbarem Ansehen emporgeschwungen 43), und doch war der Adel kühn und stolz, der sich dem Könige gleich dünkte und ihn mit bedecktem Haupte sprach.

Die Ursache so besonderer Gebräuche liegt in ihrer Geschichte. Die Edlen hatten in der Eroberung ihre Führer als Gesellen begleitet, das erbeutete Land mit ihnen getheilet. Die kleinen

rannei gesichert, als die Rechte des ganzen Körpers. Ein Gesetz von 1525 befreite jeden Aragonenser von der Folter, damals gemein in allen übrigen Reichen. Als im Jahr 1485 Ferdinand und Isabella die Inquisition in Aragon einführen wollten, so widersetzte sich das Volk lange, auch mit Waffen, mit dem Tode des Obergerichters. Nicht, daß Aberglaube und Haß wider die Ketzer bei ihnen schwächer war, sondern weil die tyrannische Form dieses Gerichts mit der Freiheit nicht bestehen konnte. Valencia und Katalonien, die von Aragon abhingen, hatten eigene Systeme gleicher Freiheiten.

43) Nach dem Tode Johann des zweiten wurde für die Minderjährigkeit seines Sohnes eine Regierung errichtet, aus einer gleichen Anzahl Edler und Städtischer zusammengesetzt, deren die letzten mit den Großen der ersten Klasse gleichen Rang und Gewalt hatten. Die Anzahl der Städte belief sich im vierzehnten Jahrhundert nach dem Berichte des *d'Avila* auf acht und vierzig. Zurita aber nennt ihrer nur achtzehn, die im Jahre 1525 den Cortez zu Toro beige- wohnt haben.

Könige waren gezwungen gewesen sich ihrer mächtigen Vasallen wider die täglichen Anfälle der Mauren zu versichern, und waren ihnen an Würde wenig vorgegangen. 44)

Da die Kastelle der Edlen wider den Anlauf eines geübten Feindes wenig vermochten, so suchten auch die Vornehmen Sicherheit in Städten. Fast jede war anfänglich die Residenz eines Königes, welches ihnen Ansehen gab. Sie waren häufig und volkreich und die Beibehaltung der von den Sarazenen erlernten Manufakturen zog ihnen Handel und Reichthum zu. 45) Sie hat-

44) Der Adel besaß viel Land in Spanien; die Städte klagten, daß von Valladolid bis Sankt Jago in Galizien (ein Strich von hundert Meilen) die Krone nicht mehr als drei Dörfer besaß, die andern alle dem Adel zugehörten. Die Hülfe, welche dieser den Königen in Verjagung der Mauren geleistet, war die Quelle dieses Reichthums gewesen, und hatte ihm auch einen starken Einfluß auf viele Städte verschafft.

45) In einer Beschreibung der Stadt Barcelona von 1491 vergleicht sie der Autor an GröÙe mit Neapel, an Schönheit und Handel mit Florenz. Ein anderer lobet Toledo und Valladolid als Städte, denen keine vorzuziehen seien. Als die letztere 1516 zu den Waffen griff, sich einer Unbilligkeit des Kardinals Ximenes zu widersetzen, so versammelte sie in ihrem Gebiete dreißig tausend streitbare Männer. Sie hatte zehn tausend Arbeiter in Seide und Wolle, womit sie, gleich den andern Städten, nicht nur im Reiche, sondern auch außerhalb, großen Handel trieb. Die Barcelonischen Gesetze des Seehandels wurden, wie ehemals die Rhodischen, allgemeine Muster, und in allen Seeplätzen Italiens zum Grunde gelegt. Die Kaufleute aus Aragonien und Castilien erhielten in Frankreich gleiche Vorrechte mit den Lombardischen. Die Rathsmänner von Barcelona gelangten zu dem Rechte des hohen Adels, sich in Gegenwart des Königs zu bedecken.

ten Bürger von hohem Range, deren Glanz sich auf den Körper verbreitete, den sie bei den Cortez vorstellten, und auf die Würden, die sie zu Hause bekleideten. Der Unterhalt der Truppen wider die Mauren lag, wegen der Steuerfreiheit des Adels, auf den Städten allein. Eine Ursache für die Könige ihnen zu schmeicheln.

Allen Versuchen der Monarchen, diesen Stolz des Adels, diese Macht der Städte zu brechen, hatte es bisher an Klugheit und Nachdrucke gefehlt. Ferdinand unternahm das Werk mit gröfserer Sicherheit, da er den innerlichen Feind vertilget, mit gröfserm Gewichte, da er alle Reiche verbunden hatte.

Zuweilen mit Gewalt, zuweilen bevollmächtigt durch Gesetze, die er in seinen eigenen Gerichten ergehen liefs, entriß er dem Adel einen Theil der Krongüter, die seine schwachen Vorgänger, insonderheit Heinrich der vierte, an die Grofsen verschwendet hatten. Er erhob neue Leute zu seinen Vertrauten mit einigem Schmerze des Adels. Er führte einen neuen Hofgebrauch ein, der den Unterschied zwischen dem Könige und den Unterthanen fühlbarer machte, und die Grofsen zwang sich ihm mit gröfserer Ehrfurcht zu nahen.

Die Orden von S. Jago, Calatrava, und Alcantara waren, nach dem Muster des heiligen Landes, zur Beschützung der Pilgrime, welche Compostella oder andere heilige Örter besuchten, wider die Ungläubigen eingeführet worden. Der Aberglaube hatte sie so sehr bereichert, dafs die Würde des Ordensmeisters, die auf jeden Edeln fallen konnte, der königlichen fast beikam. 46)

46) Der Orden von St. Jago, der vornehmste und reichste, ward 1170

Ferdinand wufste durch Versprüche, durch Drohungen die Meisterschaften aller dieser Orden auf Isabellen und sich zu ziehen, und durch päpstliche Bullen der Krone auf ewig einzuverleiben.

Dem Adel die Gerichtsbarkeit, sein theuerstes Kleinod zu entreißen, wäre zu verwegen gewesen, sie ihm aus den Händen zu drehen, bot sich die Gelegenheit von selber an. In den langen Kriegen des Adels wider die Mauren, der Könige unter sich, war die Verwirrung aufs höchste gestiegen. Raub und Mord erfüllten die Heerstraßen, die Gesetze schwiegen, der Handel lag, wobei die Städte am meisten litten. Sie verbanden sich im Jahr 1260 unter dem Namen der heiligen Brüderschaft, bestellten eigene Truppen zum Schutze der Reisenden, eigene Richter zur Bestrafung der Räuber. 47) Der Adel murrte wider eine so heilsame Stiftung, Ferdinand unterstützte sie, als seinem Zwecke gün-

errichtet. Er konnte tausend Mann mit allem ihrem Gefolge zu Felde stellen. Er besaß acht und vierzig Kommandoreien und zwei hundert Prioreien. Als nach der Eroberung von Granada keine Feinde mehr übrig waren, wider welche der Orden gestiftet war, so fand der Aberglaube eine neue Sache zu vertheidigen. Die Ritter schwuren mit dem Schwerte zu behaupten, daß die heilige Jungfrau Maria ohne Erbsünde empfangen worden sei.

47) Bei Errichtung der *Santa Hermandad* verfuhr man sehr vorsichtig, um die Eifersucht des Adels nicht rege zu machen. Die Richter konnten nur über die Fälle des gebrochenen Landfriedens urtheilen. Doch sahen die Edeln die neue Gewalt mit Verdrusse. Ferdinand erhielt von dem Konstabel von Castilien daß er sie in seinem Gebiete ertrug. Das Beispiel der Vornehmsten und der Nutzen der Stiftung führte sie bald im ganzen Reiche ein. In Aragon nahm man sie unter gewissen Bedingungen an. Bald wurde sie reich und mächtig genug, um Ferdinanden, als er wider Granada auszog,

stig. Auch nach so vielen Erweiterungen des königlichen Ansehens blieb doch der Geist der Freiheit noch fest im Volke, der Geist der Unabhängigkeit im Adel. Aber die den Spaniern eigene Liebe zur Ehre bewog sie, ihrem Könige in allen grossen Unternehmungen einen Beistand zu leisten, den sie ihm, als ein Recht gefordert, unfehlbar verweigert hätten.

Die Gewalt der Monarchen des ersten Stammes in Frankreich war sehr gering. Das Volk versammelte sich jährlich zu gewissen Zeiten, wählte seine Könige, machte seine Gesetze, verbesserte die Mißbräuche, urtheilte in den wichtigsten Streitsachen, und machte dem Könige Geschenke. 48) Die Siege Karls des

sechzehn tausend Lastthiere und acht tausend Führer derselben zu liefern. Sie besteht noch heute, obgleich die Ursachen ihrer Einführung aufgehört haben.

48) Wie einfach und rauh die erste Regierungsform bei den Franken gewesen, zeigen ihre Gesetze, ihre Geschichte. Im Kriege sowohl als im Frieden hing der König von dem Volke ab. Chlotar der erste war im Jahr 533 wider die Sachsen ausgezogen, die, im Schrecken, den Frieden mit einer grossen Summe kaufen wollten. Chlotar war willig, aber das Heer begehrte die Schlacht. Die Sachsen erhöhten den Antrag, der König wiederholte die Fürbitte. Aber das erzürnte Volk fiel auf ihn zu, zerschlug sein Zelt, riß ihn hervor, und würde ihn getödtet haben, wenn er es nicht gleich gegen den Feind geführt hätte.

Die Versammlungen des Volkes hiefsen *Champs de Mars* und *Champs de Mai*, vom Orte und der Zeit. Jeder Freier konnte da erscheinen, wo alles, was zum allgemeinen Besten gehörte, abgehandelt wurde. Dem Könige dienten die Entschlüsse des Volkes zur Vorschrift für seine Statuten, in denen er die Meldung des Beifalles der Franken seinem Namen anzuhängen pflegte. So unge-

Grossen gaben zwar der Krone Glanz und Macht, doch auch unter seinem Stamme behielten die Stände das Recht der Wahl im königlichen Hause, des Rathes in den Vorfällen des Reiches, der Verwilligung zu Gesetzen und Auflagen, 49) bis dafs unter den

recht auch das Urtheil des Volkes über Brunchilden war, so beweiset es doch, dafs Chlotar der zweite seine Grausamkeit an der Mutter und Grossmutter so vieler Könige auszuüben, die ganze Nation zum Mitverbrecher haben mufste.

Bei Wilden und Freien hat der Staat eben so wenig Bedürfnisse als die Privaten, und die Germanier hielten jede Auflage für schimpflich. Die Sieger Galliens waren weit entfernt sich einer knechtischen Pflicht zu unterwerfen. Nichts wurde von ihnen gefordert als Kriegsdienst auf ihre Kosten, und Beherbergung des Königes oder seiner vornehmsten Beamten, wenn sie in ihre Gegend kamen. Der Monarch lebte von den Einkünften der Domainen, der Gerichte, der Geldstrafen. In den März- und Mai-Feldern gab die versammelte Nation dem Könige ein Geschenk an Gelde, Pferden, Waffen, beträchtlich für jene Zeit. Ein erobertes Volk verband sich zu einer gewissen jährlichen Gabe, und es scheint die Festsetzung des freiwilligen Beitrages sei der erste Schritt zu beständigen Steuern gewesen.

49) Als man Pipinen die Krone übergab, so schwur man ihm, inskünftige keinen König als aus seinen Lenden zu wählen. Seine Nachkommen begehrten die Einwilligung des Volkes, so oft sie ihr Land unter ihre Söhne theilen wollten. Entstand ein Streit über die Nachfolge, die Gränze, so entschied das Volk. Die Versammlungen, die nun *conventus, malli, placita* genannt wurden, geschahen einmal, auch zweimal im Jahre, auf Einladung des Königes, welcher ihnen alle wichtigen Geschäfte des Reiches vortrug. Nicht nur die Grossen, auch der ganze Körper der Freien hatten das Recht auf diesen Versammlungen, selbst oder durch Vertreter, zu erscheinen. Zu jedem neuen Gesetze war ihr Beifall nöthig, und

letzten Karolingern jeder Eigenthümer sich zum unabhängigen Landesherrn seines Gebietes aufwarf, die Herzoge, die Grafen ihre Macht in den Provinzen und Städten, andere ihre Hofämter erblich machten. Dann ergriff jeder Ort sein besonderes Recht, sein eigenes System. Die Ablegung des Eides war die einzige Bezeugung des Gehorsams der Großen gegen den König, und diesen erfüllten oder brachen sie nach Gefallen.

Die ersten Kapetinger hatten demnach keine Gewalt als in ihren Krongütern. Aber auch die Stände eines so zerstückten Reiches konnten sich nicht mehr als Glieder Eines Körpers betrachten, noch allgemeine Verordnungen festsetzen, deren Vollziehung dem Könige zugehört und ihre Eifersucht vermehrt hätte. Sie verloren oder versäumten also die Gesetzgebung, und beschäftigten sich in ihren Versammlungen allein mit Ausschreibung der Steuern, Entscheidung der Thronfolge oder Vormundschaften, und mit Vorstellungen der Übel, wider welche sie selber keinem Mittel Raum gaben. Die Zusammenkünfte der Stände hörten auf an gewisse Zeiten gebunden zu sein, und wurden so selten, als die sie erheischenden Vorfälle. Die Armuth des Königes machte sie zuweilen zu außerordentlicher Hülfe nothwendig.

Nach

sie hinterbrachten dem Könige das Verlangen der Nation. Sie versammelten sich bei schönem Wetter im freien Felde, bei trübem Himmel in abgetheilten Sälen für die Geistlichkeit, den Adel, die Menge. Dieser las man die neuen Gesetze vor, und wenn sie ihren Beifall durch dreimalige Ausrufung bezeigt hatte, so unterschrieben der König und die Großen die Kapitularien.

Nach und nach versuchten es die Monarchen die Gesetzgebung an sich zu ziehen. Nicht gleich befehlsweise. Sie handelten mit ihren Unterthanen, sie riethen ihnen, sie bewogen sie zu ihren Endzwecken, als zum gemeinen Besten. Sie sprachen in höherm Tone, sobald sie sich der Gerichte bemeistert hatten, und noch vor dem funfzehnten Jahrhundert ward ihr Wille zum Gesetze. 50) Eine Gewalt, die sie endlich auch auf die Steuern

50) Eine merkwürdige Veränderung, welche besondere Aufmerksamkeit verdient! Die Salischen, die Burgundischen, andere Gesetze der Franken waren allgemein, und verbanden jeden Privaten des Landes, wo sie angenommen waren. Sie veralteten nach und nach, da sich das Eigenthum in Lehenbesitz verwandelte, welcher ein neues Recht erforderte. Die Kapitularien, als Gesetze in den Versammlungen der ganzen Nation angenommen, verbanden ebenfalls alle Franken. Aber zur Zeit, da die Schwäche der Karolinger und die Einfälle der Normänner den Baronen Gelegenheit und Raum gaben sich zu Herren ihres Gebietes aufzuwerfen, und das zerfallene Reich kein anderes Band mehr hatte, als die Beziehungen des Lehen-systems, so ergriff jeder Landesherr die Gerichtsbarkeit seines Gebietes, und der König hatte keine Gewalt als in seinen Domänen. Diese waren unter den letzten Karolingern fast zu nichts geworden, unter Kapeten aber, welchen überdieß viele Provinzen nicht anerkennen wollten, bestanden sie allein in seinem Eigenthume. Die Kapitularien veralteten demnach, wie ehemals die Salischen Gesetze, und wichen den besondern Rechten jedes Revieres, welche die Unwissenheit des neunten und zehnten Jahrhunderts nicht in Schriften, sondern als eine mündliche Übergabe im Gedächtnisse und im täglichen Gebrauche verwahrte. Seit den letzten Kapitularien von 921 hatte sich das Volk nie versammelt, war kein allgemeines Gesetz ergangen, bis 1190, da Philipp August endlich über die Gränzen seiner Domänen hinaus zu befehlen anfang, welches er anfangs mit

ausdehnten, da das Volk schon an Gehorsam gewöhnt war. Die ersten Versuche Karls des siebenten und Ludwigs des elften erregten keinen Aufstand, kaum einiges Murmeln.

So wurde dieses Reich, welches unter den Merovingern demokratisch, unter den Karolingern aristokratisch gewesen war, nunmehr unter dem dritten Stamme zu einer lautern Monarchie, in welcher man alle Gebräuche, die das Andenken der alten Form

vieler Behutsamkeit versuchte. Sein Gesetz von 1206, die Juden betreffend, ist mehr ein Vertrag mit der Gräfinn von Champagne und dem Grafen von Dampierre. Auch Ludwig der achte handelte im Jahr 1223 auf gleiche Weise mit seinem Adel des nehmlichen Geschäftes wegen. Die Verordnungen Ludwigs des neunten erschienen nur als eine Sammlung der Gebräuche für die Krongüter, deren Weisheit, Billigkeit und Ordnung eine günstige Aufnahme im ganzen Reiche verschaffte. Die Liebe des Volkes zu einem so guten Könige gab ihm Gelegenheit freier zu gebieten, und nach ihm scheinet man die Gesetzgebung schon als einen Theil der königlichen Gewalt betrachtet zu haben. Ehe man die Stände des Reiches zu berufen anfang, so zogen die Könige die vornehmen Geistlichen und Edeln, die sich am Hofe befanden, zu Rathe, um ihren Gesetzen das Ansehen einer reifen Überlegung des gemeinen Besten zu geben. Die Stände, welche mit dem Jahre 1302 anfangen, nach Gelegenheit berufen wurden, und mit dem Jahre 1614 verschwanden, hatten keinen Theil an der wirklichen Gesetzgebung. Der König trug ihnen die Sache vor, um welcher willen er sie versammelt hatte. Die Abgeordneten jedes Standes gaben ihre Antworten besonders. Diese erwog der König in seinem Rathe, worauf gemeiniglich die Verordnung erfolgte, in welcher er den Beifall der Stände, oder eines, oder zweier derselben bald anführte, bald mit Stillschweigen überging. Sie hatten also kein anderes Recht als vorzustellen, zu rathen. Der Thron allein war die Quelle der Gesetze.

erneuern konnten, mit Fleiß vermied. Franz der erste berief die Stände nicht ein einzig mal, noch erlaubte er dem Volke seine Abgaben selber zu bestimmen: das wesentliche Zeichen der Freiheit in Lehenreichen.

Zwei Dinge retteten Frankreich von despotischer Gewalt. Der Adel hatte zwar seine Macht verloren, aber noch blieb ihm die Würde des Ranges, die Stelle zwischen dem Throne und dem Volke, die Freiheit von den Steuern des Pöbels, die Verachtung seiner Gewerbe, Titel und Ehrenzeichen im Frieden, Vorzug im Kriege; alles dieses nicht auf Gesetze, sondern auf Begriffe der Ehre gegründet, für die er sehr empfindlich war, und die auch dem Könige heilig waren. Ein Despot vertilgt mit einem Winke einen solchen Orden, ein König fühlet die Schranken seiner Gewalt, so lange er bestehet.

Das Parisische Parlament war ursprünglich das Hofgericht der Könige für ihre Domänen, und für die Appelle von den Gerichten der Barone. Wir haben oben bemerkt, wie es, an Zeit und Stelle gebunden, durch die Billigkeit seiner Urtheile, durch die Verdienste seiner Mitglieder zu einem großen Ansehen im Volke gelanget. Als die Könige die Gesetzgebung an sich zu ziehen unternahmen, so suchten sie durch den Beifall des Parlamentes dem Volke ihre Verordnungen angenehm zu machen, und die Gemüther mit dem neuangemaßten Rechte zu versöhnen. Da die Stände sich selten oder gar nicht versammelten, so zogen die Könige das Parlament in den wichtigsten Sachen zu Rathe; nicht, als ob es Theil an der Gesetzgebung hätte, oder der Vertreter des Volkes wäre, sondern wegen des Ansehens und Vertrauens,

das ihm seine Weisheit und die Handhabung der Gesetze gab. Oft widersetzte es sich übermäfsigen und ungerechten Forderungen der Könige. Sein Widerstand, die einzige Stütze des Volkes, war immer tugendhaft und schwach. 51)

Das Reich Karls des Grossen war ein Gebäude, zu schleunig aufgeführt, um fest zu stehen. Es wankte schon unter seinem Sohne; und als es endlich gar zerfiel, so trennte sich Germanien von Frankreich. Die Deutschen Karolinger schlugen langsamer aus der Art, als die Französischen. Sie erhielten die Krone in An-

51) Die Ansprüche des Parlamentes auf das Recht die Gesetzgebung zu mäfsigen, und an der Verwaltung Theil zu nehmen, waren grossen Schwierigkeiten unterworfen. Gewiss ist es, dass die Glieder desselben vor Zeiten von dem Könige ernannt, bezahlet, auch zuweilen nach Gefallen entlassen wurden, so dass sie nicht als Vertreter des Volkes angesehen werden können. Aber da das Parlament ursprünglich aus den Vornehmsten des Reiches und den geschicktesten Gesetzverständigen zusammengesetzt war, welchen vorhin schon die Könige ihre Verordnungen mitzutheilen gewohnt waren, so erschien das neue Gericht gleichsam als ein Ausschuss der Stände, dessen Rath und Urtheil anzunehmen dem Könige vortheilhafter war, als die Stände zu versammeln.

Unter dem zweiten Stamme war es das Amt des Kanzlers gewesen, die neuen Gesetze in Ordnung zu bringen, dem Volke vorzulegen, den Beamten mitzutheilen, unter den Denkmahlen des Reiches aufzubehalten. Bei Errichtung des Parlamentes wurde der Kanzler zum Vorsteher desselben ernannt, und er trug sein voriges Recht mit sich in den Gerichtsstuhl über, den er nun bestieg.

Der Name des neuen Gerichtes war aus den Zeiten der Karolinger genommen, in welchen man die Versammlung des ganzen Volkes ein Parlament genannt hatte. Die Gleichheit der Namen hat

sehen, die Vasallen, wiewohl reich und mächtig, im Gehorsam, die Ämter, die Lehen in ihrem Willen. Als der Deutsche Stamm erlosch, und der Französische schon in Verachtung gesunken war, so wählten die Deutschen, als Freie, Konraden aus Franken, welchem Heinrich aus Sachsen, und seine Nachkommen, die drei Ottone, folgten. Mächtig und weise vermehrten sie den Glanz der Kaiserlichen Würde bei den Fremden. Otto der erste durchzog Italien, wie Karl der große, als Herr, ernannte und entsetzte Päpste, knüpfte die Lombardische Krone an das Reich, und

einen starken Einfluss auf die Meinungen der Menschen. Augustus rifs unter dem Namen der alten Würden alle Gewalt neuer Herrschaft an sich. Hier gab diese Gleichheit einem Staate Gelegenheit die Rechte des Volkes zu ergreifen. Anfänglich war es ein Kunstgriff der Könige sich des Parlamentes zu bedienen, um die Gesetze der Nation angenehm zu machen, der sie ihren Antheil an der Gesetzgebung entrissen hatten. Und so groß war das Zutrauen des Volkes zu so weisen Männern, daß es mit ihrem Beifalle zufrieden, seinen Verlust nicht ahndete. Bald aber wurde die List der Könige zu einem Rechte wider sie. Das Parlament behauptete, keine Verordnung werde ohne seinen Beifall zum Gesetze. Sein Widerstand wider gefährliche Neuerungen war immer patriotisch, oft heftig, und wich keinen Bitten noch Befehlen. Vom Jahr 1562 bis 1589 verwarfen sie mehr als hundert Edikte. Doch hatte das Parlament nicht Macht genug, ein so wichtiges Recht zu behaupten, und alle seine Tugend scheiterte an der Gewalt. Es ist eine andere Maxime des Französischen Rechtes, daß, wo der König in Person erscheint, alle andere Gewalt aufhöret. Er verfügte sich also in das Parlament, und befahl das Edikt abzulesen, anzunehmen, einzuschreiben, kund zu machen. Ein Schritt, welcher allen Rest der alten Freiheit zerstörte, alle Hülfe des Parlamentes vereitelte.

glaubte durch Annahme des Namens in alle Rechte des Augustus zu treten.

Unterdessen schlichen die Deutschen Barone zu größerer Macht. Bei der Schwäche der letzten Karolinger und den innerlichen Kriegen, die jeden Kaiser nöthigten den Beistand des Adels zu erkaufen, wurden die Lehen erblich, die Großen unabhängig, jeder der höchste Richter seines Gebietes. Die Sächsischen Kaiser merkten ihre Absicht. Aber mit Italien beschäftigt, glaubten sie genug gethan zu haben, wenn sie ihnen in Deutschland selbst einen Orden entgensetzten, der seine ganze Macht dem Throne zu danken habe. Sie erhoben die Klerisei zu gleicher Ehre, gleicher Gewalt. Ein Fehler, welcher den Päpsten den Weg zu der ärgerlichen Herrschaft bahnte, die sie über die folgenden Fränkischen und Schwäbischen Kaiser ausgeübt haben, zu welcher sie sowohl durch fanatische Kühnheit, als kalte Klugheit gelangt sind. Denn da Hildebrand die Fürsten mächtig, und die Geistlichkeit ihnen gleich sah, so versicherte er sich beider, eh er seine Flüche wider Heinrich den vierten austiefs.

Zum Vorwande seiner Frechheit nahm er die Feilheit der geistlichen Würden und Güter, mit welchen er den Kaiser öffentlich zu handeln und die Rechte der Kirche zu kränken beschuldigte. Heinrich vertheidigte muthig einen so wichtigen Theil der Kaiserlichen Gewalt. Kaum aber erscholl der Machtspruch des Papstes, so verliessen ihn nicht nur alle Fürsten, sondern auch Mutter, Weib und Söhne. Ein guter, ein wackerer Kaiser stand drei Tage lang vor dem Schlofsthore des Priesters, demüthig, barfus, um Vergebung flehend, die er kaum erhalten konnte. 52)

52) Sein Zustand, sagt Gregor der siebente selber in einem Briefe,

Dieser Schimpf verdunkelte den Glanz der Kaiserlichen Würde auf lange Zeit. Dreihundert Jahre lang hielten die Gibellinen und Guelfen Italien und Deutschland in beständiger Verwirrung. Dort suchten die Staaten Freiheit, hier der Adel und die Geistlichen Unabhängigkeit, und beides zu erhalten beförderten beide mit aller Macht die stäte Absicht des Papstes, ihren Herrn zu erniedrigen. Und obgleich zuweilen einige Kaiser alle Kräfte zusammen rafften sich wieder aufzurichten, so fiel doch im langen Zwischenreiche ihr Ansehen völlig dahin. Rudolph von Habsburg ward endlich gewählt, nicht, weil man die künftige Gröfse seines Hauses ahnete, sondern weil man seine gegenwärtige Schwäche sah. Verschiedene seiner Nachfolger wurden aus gleichem Grunde zum Throne berufen. Die Deutschen Fürsten wollten die Gestalt eines Reiches erhalten, dem sie alle Kraft geraubet hatten. 53)

ging allen Umstehenden so nahe, daß sie mit Thränen für ihn baten, und mit lauter Stimme unsere wunderbare Härte — eine wilde und tyrannische Grausamkeit nannten.

53) Der Verlust der Kaiserlichen Vorrechte erscheint am deutlichsten, wenn man diejenigen, welche die Sächsischen Kaiser bis 1024 ausübten, mit denen vergleicht, die bei der Erlöschung der Lüneburgischen und Baierischen Kaiser 1437 übrig blieben. In dem ersten Zeitraume ernannte der Kaiser zu allen hohen Würden der Kirche, und zog ihre Einkünfte, so lange sie ledig standen. Er erbte alle Güter der Geistlichen, die ohne letzten Willen abgingen. Er bestätigte, entsetzte die Päpste, er hielt Concile, gab den königlichen Titel seinen Vasallen, besetzte die erledigten Lehen, zog die Einkünfte der Domänen, Zölle, Steuern, Bergwerke; die Einkünfte von den Juden und Geldstrafen. Er regierte Italien als Monarch, gab Städten Freiheit und das Recht der Jahrmärkte. Er versammelte den Reichs-

Alle Stände hatten sich der Unruhen der Zeiten bedient, die angemafsten Rechte in ihren Gebieten zu befestigen und auszu-
dehnen. Alle Bande der Gesellschaft waren aufgelöst, die blofsen
Namen

tag und bestimmte die Länge seiner Dauer. Er prägte Münze und
zierte die Stände nach Gefallen mit diesem Rechte. Er übte hohe
und niedere Gerechtigkeit, auch in den Gebieten der Stände. Im
zweiten Zeitalter blieb ihm nichts als die Gewährung der Titel und
Würden, (die Erhebung zum Reichsstande ausgenommen) das Recht
der ersten Bitte, oder in jedem Kapitel, in jeder Abtei einmal eine
Stelle zu vergeben, die Rechte der Volljährigkeit zu gestatten,
Städte aufzurichten, das Münzrecht zu geben, den Reichstag zu be-
rufen und ihm vorzustehen.

Der Reichthum der Kaiser verschwand noch geschwinder, als
ihre Macht. Italien, ein reiches Land, war ehemals als ein Eigen-
thum an die Krone geheftet gewesen, und da hatten die Verschwen-
dungen angefangen. Die Städte, durch den Handel bereichert, er-
kauften ihre Freiheit von verschiedenen Kaisern. Karl der vierte
und Wenzeslaus, sein Sohn, verbrachten alles, was von den Kron-
gütern Italiens übrig geblieben war. Die Deutschen Domänen lagen
an den beiden Ufern des Rheins, unter der Aufsicht der Pfalzgra-
fen, und hin und wieder zwischen die Gebiete der Stände gestreuet.
Alle diese wurden in den Unruhen des Zwischenreiches und der
Zänke mit den Päpsten von den Edlen ergriffen. Auch die zufälligen
Einkünfte litten gleiche Minderung. Die Landesherren nahmen die
kaiserlichen Zölle für sich. Karl der vierte überliefs den vier Chur-
fürsten am Rhein alle Lande und Rechte, die dem Kaiser nach so
vielen Schmählerungen übrig geblieben waren, um ihre Stimme für
seinen Sohn zu erkaufen. Granvelle, ein Minister Karls des fünften,
versicherte in Gegenwart verschiedener Deutscher Fürsten, daß das
Reich seinem Herrn nicht einen Heller eintrage. Und seit Karl dem
vierten, welchen Maximilian die Pest des Reiches zu nennen pflegte,
leben die Kaiser allein von ihren eigenen Einkünften.

Namen der Lebensverknüpfung hielt die Glieder noch an einander. Die Früchte dieser Trennung wiesen sich von den Zeiten Rudolphi an: Raub, Mord, Hemmung des Handels, alle Plagen eines geplünderten Landes, und auch seine Gestalt. Man suchte Rath in Bündnissen, in Gerichten verschiedener Kreise, in Austrägen, und entdeckte nur die Unvermögenheit der Mittel wider ein so tiefes Übel, bis die Errichtung des Kammergerichtes, dessen Glieder theils vom Kaiser, theils von den Ständen ernannt wurden, die Ruhe wieder herstellte. Kurz darauf gab Maximilian durch Bestellung des Reichshofrathes, dem er gewisse Rechtsachen vorbehielt, auch der Kaiserlichen Würde wieder einiges Gewicht. 54)

54) Der häufige Adel Deutschlands hatte sich zu größerer Gewalt, als in andern Reichen, emporgeschwungen, und an unbändige Freiheit gewöhnt. Die Privatkriege wurden demnach allgemeiner und vererblicher. So wie die benachbarten Könige an Gewalt und Reichthum stiegen, so fielen die Kaiser an beiden. Auch die Reichstage waren unvernünftig die Streitigkeiten der Fürsten beizulegen, wegen ihrer Seltenheit, Kürze, und des Geföses der Menge. Alle Mittel, die bei andern das Übel gemäßiget hatten, waren hier vergebens. Die Bündnisse der Edeln, der Städte, nützten wenig. Endlich erfand man die Schiedsrichter oder Austräge, deren Urtheile anzunehmen sich die Stände verschiedener Gegenden unter einander verbanden. Ihre Ernennung geschah entweder im Vertrage selbst, oder durch beide Parteien, oder durch einen dritten, oder durch das Loos. Die öffentlichen Gerichtsstuben wurden öde.

Das Ansehen der Regierung wieder herzustellen legte Maximilian das Kammergericht an. Ein Vorsteher des höchsten Ranges, vom Kaiser gesetzt, hatte sechzehn Richter unter sich, deren einen Theil der Kaiser, einen andern die Stände ernannten. Ihr Unter-

So wurde Deutschland zu einem Körper, aus vielen Ständen zusammen gesetzt, deren Haupt der Kaiser war. Doch gleicht ihre Verbindung weder den Achäern aus alter, noch den Niederländern oder Schweizern aus neuer Zeit. Denn die Stände Germaniens waren nicht ursprünglich freie und besondere Staaten, sondern Unterthanen des Kaisers, die die Würde des Kaisers nicht abgeschafft hatten, sondern noch als Vasallen erkannten. Und obgleich die Unterwürfigkeit geendigt, und der Lehendienst sehr gemindert war, so blieb doch die äußerliche Gestalt der alten Einrichtung, und der Schein der vorigen Gewalt im Kaiser. Ein Widerspruch, der die Verbindung ungewiß und wankend machte.

Prächtige Titel, die erste Stelle unter allen Monarchen, die Hofdienste großer Fürsten, sein Name vor allen Gesetzen, das Recht sie auszuführen, dieß alles gab dem Kaiser eine Größe,

halt wurde zu einem öffentlichen Beitrage unter dem Namen der Kammerzieler. Frankfurt war der erste Sitz des Gerichtes. Unter Karl dem fünften wurde es nach Speier verlegt, und liegt nun in Wetzlar. Es urtheilt in allen Civilsachen der Stände, auch in Verbrechen, da der Landfriede sein Endzweck ist. Alle Italiänischen und Lehenssachen gehören vor den Reichshofrath, welcher nach dem Muster der alten Pfalzgerichte gebildet, allein vom Kaiser abhängt. Maximilian erhielt seine Errichtung von den Ständen als eine Vergütung der Gewalt, zu der er das Kammergericht erhoben hatte. Seit diesem suchte der Wienerische Hof beständig das Ansehen des Reichshofrathes zu vermehren, der Kammer zu schmählern, wozu es ihm an Vorwände nicht fehlte. Denn die Eifersucht der von verschiedenen Ständen gesetzten Richter wirkt in Wetzlar verdrießliche Verzögerungen, da zu Wien unter Einem Herrn kräftiger und fertiger gehandelt wird.

die ihn oft verblendete, und ihn reizte auf die alte Gewalt Karls und der Ottone zu zielen, und alle Rechte der Stände, als erschlichen, zu verwerfen. Aber von allen Krongütern blieb ihm nicht ein Flecken, der ihm eintrug. Die Stände hatten, unter dem Namen seiner Unterthanen, alle wahre Gewalt in ihren Gebieten. Sie machten Gesetze auf dem Reichstage 55) und verbanden den Kaiser zur Bestätigung ihrer Abschiede. Sie bestimmten die ausserordentlichen Steuern, sie sahen ihre Rechte als auf nahe Zeiten und gültiges Herkommen gegründet an, die Ansprüche ihres gewählten Hauptes, als veraltet. Die innerliche Eifersucht war gestiegen, seitdem das Wahlrecht etlichen Fürsten eigen geworden war. 56) Denn im Anfange war es dem ganzen Volke gemein gewesen. In den Unruhen der mittlern Zeit hatten die sieben

55) Der Reichstag der Deutschen glich anfangs dem März- und Mai-Felde der Franken: einmal des Jahres; jeder seine Stimme; in Person zu erscheinen eine Pflicht, wie andere Lehndienste; eine Strafe auf das Ausbleiben. Da die Mächtigen unabhängig wurden, so änderte sich die Natur des Reichstages. Er wurde zu einer Versammlung verbündeter Stände, deren Haupt der Kaiser war. Das Recht der Stimme hing nicht mehr an der Person, sondern am Lande. Man konnte durch Abgesandte erscheinen. Einer hatte mehrere Stimmen, wenn er verschiedene unmittelbare Länder besaß. Die Städte gewannen den Zutritt, sobald sie freie Landesherren wurden. Alles, was das allgemeine Wohl des Reiches betrifft, gehört vor den Reichstag. Doch menget er sich nicht in die innere Verwaltung der Stände, ausser wenn ihre Verwirrung der öffentlichen Ruhe schädlich werden kann.

56) Konrad der erste ward vom ganzen Reiche gewählt, Konrad der zweite von den Vornehmsten ernannt, von der Menge bestätigt. Bei der Wahl Lothars des zweiten waren sechzig tausend Personen

Erzämter, als die bei dem neuerwählten Kaiser unumgänglich erscheinen mußten, das Recht auf sich allein gezogen, welchem die goldene Bulle endlich Form und Ordnung vorschrieb. Der Adel, die Städte hingen seit diesem schwächer an einem Haupte, an dessen Erhöhung sie keinen Antheil hatten. Die Churfürsten wurden dem Kaiser fast gleich und fürchterlich.

Die Verbindung Vieler ist immer schwer, auch wenn sie von einerlei Geiste regiert werden. In Deutschland bestand sie aus ungleich gesinnten. Die Städte wollten Freiheit und Handel, die großen Fürsten Gewalt und Krieg. Wie konnten da Gesetze für Alle bestehen, und ein allgemeines Wohl zum Grunde haben?

zugegen. Martin der Pole, welcher unter Friedrich dem zweiten lebte, thut zuerst der Churfürsten Meldung. Schon in den Wahlen, von denen wir geredet haben, pflegten die mächtigern Fürsten einen Kaiser vorzuschlagen. Diese Vorstimme (*praetaxatio*) war der Ursprung des ausschließenden Rechtes der Churfürsten. Als mächtige Landesherren, als Träger der Erzämter, gewannen sie so großen Einfluß auf die Wahlen, daß die mindern Stände sich endlich derselben enthielten, da ihnen nichts dabei zu verrichten übrig blieb, als das Werk der Churfürsten zu billigen. Um so mehr als die gefährliche Reise durch Länder voll Räuber, voll Waffen, großes Gefolge, große Kosten erforderte. Die Churfürsten, unentbehrlich dabei, wegen ihrer Erzämter, ertrugen diese Beschwerlichkeiten um ein neues, ein herrliches Vorrecht festzusetzen. Es sei auch, daß man die sieben Churfürsten als die Vertreter des ganzen hohen Adels betrachtete, unter denen sich die Kanzler der drei alten Reiche, ein König, ein Herzog, ein Marggraf und ein Graf befanden. Sie erweiterten ihr Recht auch auf die Absetzung des Kaisers, und wagten die Übung desselben 1298 wider Adolph von Nassau, mehr aus besonderm Hasse, als des gemeinen Besten wegen; und 1401 wider den Wenzeslaus, dessen Urtheil, im Namen der Churfürsten abgefasset, auch etliche Prälaten und Edle unterschrieben.

An manche Bisthümer und Abteien waren große Länder und Würden geheftet, zu denen meistens die jüngern Söhne des zweiten Adels gelangten. Die weltlichen Fürsten sahen diese ungern neben oder über sich. Erziehung, Amt, Verknüpfung mit Rom, gab jenen auch einen besondern Charakter und Vorthail. In ihren eigenen Gebieten genossen die Stände nicht gleicher Gewalt. Die Mächtigen hatten alle Theile der Oberherrschaft, andere nur einige, die ihnen oft streitig gemacht, auch wohl entzogen wurden, wenn der Kaiser und die Churfürsten unter sich einig waren. Bei so schwachen Banden und so wichtigen Ursachen der Trennung war das Reich unentschlossen, argwöhnisch, langsam. Aber wenn es der Geschicklichkeit eines Kaisers gelang, seine mächtigen Fürsten und sein tapferes Volk zu vereinigen, so zwangen sie alles ihrer Macht zu weichen.

Es ist noch übrig, einen Blick auf das Türkische Reich zu werfen, welches in den folgenden Zeiten einen großen Einfluß auf die Kriege und Unterhandlungen der Christlichen Potentaten gewonnen hat. Das südliche Asien ist öfters von den Einwohnern des alten Scythiens, der heutigen Tatarei, überfallen worden. Die Turkomanen befestigten ihr Reich von der Kaspischen See bis an die Dardanellen; und nachdem sie gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Konstantinopel erobert hatten, so verlegten sie dahin den Sitz des neuen Reiches, welches sich über Griechenland, die Walachei, die Moldau, die Provinzen des alten Thraciens und Macedoniens, und einen Theil von Ungarn erstreckte. Diesen Theil Europens regierten sie mit Asiatischem Geiste, despotischer Macht. Die Prinzen aus dem heiligen Blute Ottomanns sahen von der Höhe des Thrones, dessen man sie al-

lein würdig schätzte, auf ihre Unterthanen stolz herab, die vor ihnen alle gleich waren. Keine beständigen Gerichte setzten ihnen Gränzen, kein erblicher Adel gab ihnen Argwohn. Keine Ehre kannte man, als im Dienste des Sultans. Die erste Stelle bekleiden, gab dem Hause keinen Glanz; sie verlieren, war in den Staub zurücke fallen. Nichts für den Bürger, alles für den Sultan; Herr und Sklave die einzigen Begriffe.

Zufällige Umstände verderben oft die beste Regierungsform; sie verbessern auch die schlimmste. Die Religion setzte der Macht des Sultans Schranken: denn ihre Stimme erschallt noch höher herab, als die vom Throne. Sie gebietet auch den Königen, und alle Befehle der Sultane blieben ohnmächtig wider sie. Wozu noch ein andrer Umstand kam. Die Türken hatten große Völker bezwungen, nicht ausgerottet, und mußten die Furcht durch ein zahlreiches Heer unterhalten. Amurat der dritte befahl, daß jährlich der fünfte Theil der im Kriege gefangenen Jugend als ein Eigenthum des Kaisers abgesondert, im Mahometanischen Glauben unterrichtet, in scharfer Zucht geübet und unter dem Namen der Janitscharen 57) oder neuen Soldaten in Einen Kör-

57) Als Amurat die Janitscharen zu einem Körper errichtet hatte, so schickte er sie zu *Haji Bektash*, einem Türkischen Heiligen, berühmt durch Wunder und Prophezeihungen, mit Bitte ihnen eine Fahne, einen Namen und Segen zu geben. *Haji*, da sie vor ihm erschienen, legte den Armel seines Kleides auf das Haupt des Einen und sprach: Euer Name sei *Yengicheri*, eure Gestalt glänzend, eure Hände siegreich, euer Speer drohe dem Haupte des Feindes, und wo ihr hingehet, sollt ihr mit strahlender Stirn zurückkehren. Die Anzahl der Janitscharen war anfangs nicht beträchtlich. Unter Soliman dem zweiten waren ihrer zwölf tausend. Seit diesem sind sie zu einer weit größern Menge angewachsen.

per gebildet werden sollte. Durch Zeichen seiner Gunst, durch alle Vorzüge, die ein Despot gestatten kann, machte er sie zu den ergebensten und eifrigsten Wächtern seiner Person und Würde. Bald fühlten sie, wie ehemals die Prätorianer, die Vortheile, die ihnen ihr Aufenthalt in der Hauptstadt, ihre Verbindung unter Einer Fahne, und die Gewalt, über die Person des Sultans gab. Die Janitscharen in der Treue zu erhalten, wurde das wichtigste Geschäft der Kaiser. Noch heute sind sie willig und muthig unter einem tapfern Haupte, aufrührisch unter einem schwachen oder unglücklichen. Dann erheben sie die Stimme, setzen ihre Kaiser ein und ab, und lehren diejenigen zittern, von deren Winke Tod und Leben abhängt.

Von Mahomet dem zweiten an, der Konstantinopel erobert, bis auf Soliman den zweiten, welcher frühe im sechzehnten Jahrhundert zu regieren anfang, hatte der Türkische Thron eine Reihe würdiger Monarchen getragen. Soliman selbst 58), den Europa als einen Eroberer, die Türken als einen Gesetzgeber verehren, führte seine lange Regierung mit großem Verstande. Er theilte

58) Soliman dem Prächtigen geben die Türken den Beinamen *Tanuni*, oder des Gesetzgebers. Er theilte seine Macht in *Capiculy* oder Soldaten der Pforte: ein beständiges Heer; und in *Serrataculy* oder Gränztruppen. Diesen gab er *Timariots* und *Ziums*, oder Stücke Landes auf leibtäglich, fast wie in Europa die ersten Lehen, zum Genuße für Kriegsdienste. In seinem *Canun Namé* oder Gesetzbuche, bestimmte er genau die Größe dieser Lehen in jeder Provinz, die Anzahl der Soldaten, mit welchen der Besitzer jedes *Ziams* auf den Ruf des Kaisers im Felde erscheinen sollte, und den Sold, den sie zu empfangen hatten. Dieses Heer bestand aus 150,000, welche, mit den *Capiculy* vereinigt, die Heere jedes Christlichen Staates weit überstiegen.

das Reich in gewisse Bezirke, bestimmte die Anzahl der Soldaten, die jeder liefern sollte, sonderte gewisse Güter zu ihrem Unterhalte aus, ordnete selbst die Zucht, den Dienst, die Waffen; verbesserte das Finanzwesen, und ersetzte die Mäfsigkeit der Auflagen, die ihm seine Unterthanen zahlten, (eine wunderbare Gelindigkeit der Despoten im Oste!) durch strenge Wirthschaft.

So hatte die Pforte damals den höchsten Grad der Macht bereits erlangt, den ihre Einrichtung zuläfst. Die Janitscharen standen schon hundert und fünfzig Jahre lang in beständiger Zucht und Übung. Auch die Truppen der Provinzen hatten sich in ununterbrochenen Kriegen gebildet. Die Christlichen Reiche waren noch fern von ihrer Reife; und alle Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts bekennen und beklagen den Vorzug der Türkischen Heere vor den Christlichen 59). Wie diese die Oberhand über die oft müßigen und versäumten Türken gewonnen, gehört in die neuern Zeiten 60).

59) *Guicciardini* unterrichtet uns, daß die Italiäner die Kunst der Befestigung der Städte von den Türken erlernt haben. Busbek, welcher, als Gesandter Ferdinands an Solimanen, die Macht beider Heere genau zu schätzen wußte, beschreibt umständlich den Vorzug der Türken vor den Christen in Kriegesucht und Erfahrung.

60) Es wäre Verwegenheit gewesen meine Gedanken mit den Einsichten Robertsons zu vermengen. Ich habe also nicht berührt, was er mit Stillschweigen übergangen. So hat er weder von den beiden Indien geredet, von welchen er sich besonders zu handeln vornahm, noch von andern Staaten Europens, die zu seinem Zwecke, der Geschichte Karls des fünften, nicht gehörten.

Nicolay, Ludwig Heinrich <<von>>,

Vermischte Gedichte und Prosaische Schriften

Bd.: Dritter Theil

Berlin und Stettin 1793

4 P.o.germ. 149-3/4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10057202-0

VD18 80343597